PAUL EIPPER

# Prangender Sommer

## im deutschen Wald

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Dr. H.O.L. Fischer

D R
E V

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Toronto

https://archive.org/details/pragendersommeri00eipp

Bi
E

PAUL EIPPER

# *Prangender Sommer*

## *im deutschen Wald*

Mit 64 Bildern von
HEIN GORNY

478664
7.9.48

1 9 3 3
DIETRICH REIMER / ERNST VOHSEN / BERLIN

*Im gleichen Verlag ist erschienen:*

PAUL EIPPER / DEIN WALD / HERBST UND WINTER

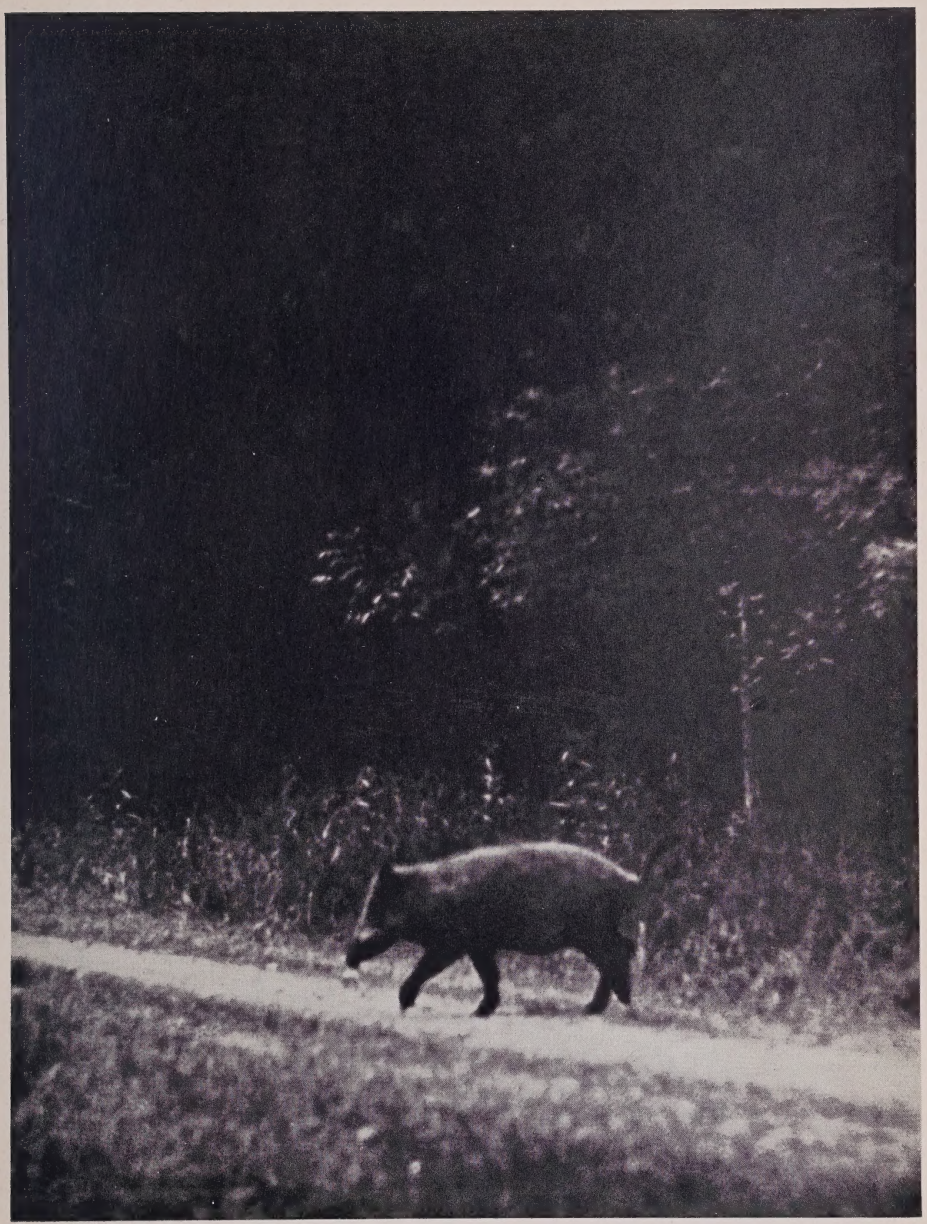
Mit 64 Bildertafeln von HEIN GORNY. 16. Tausend

*Märkischer Kiefernwald, Ostpreußen, Kurische Nehrung, Elch-Erlebnisse, Mecklenburgischer Winterwald, Zugvögel, Hirsch und Reh*

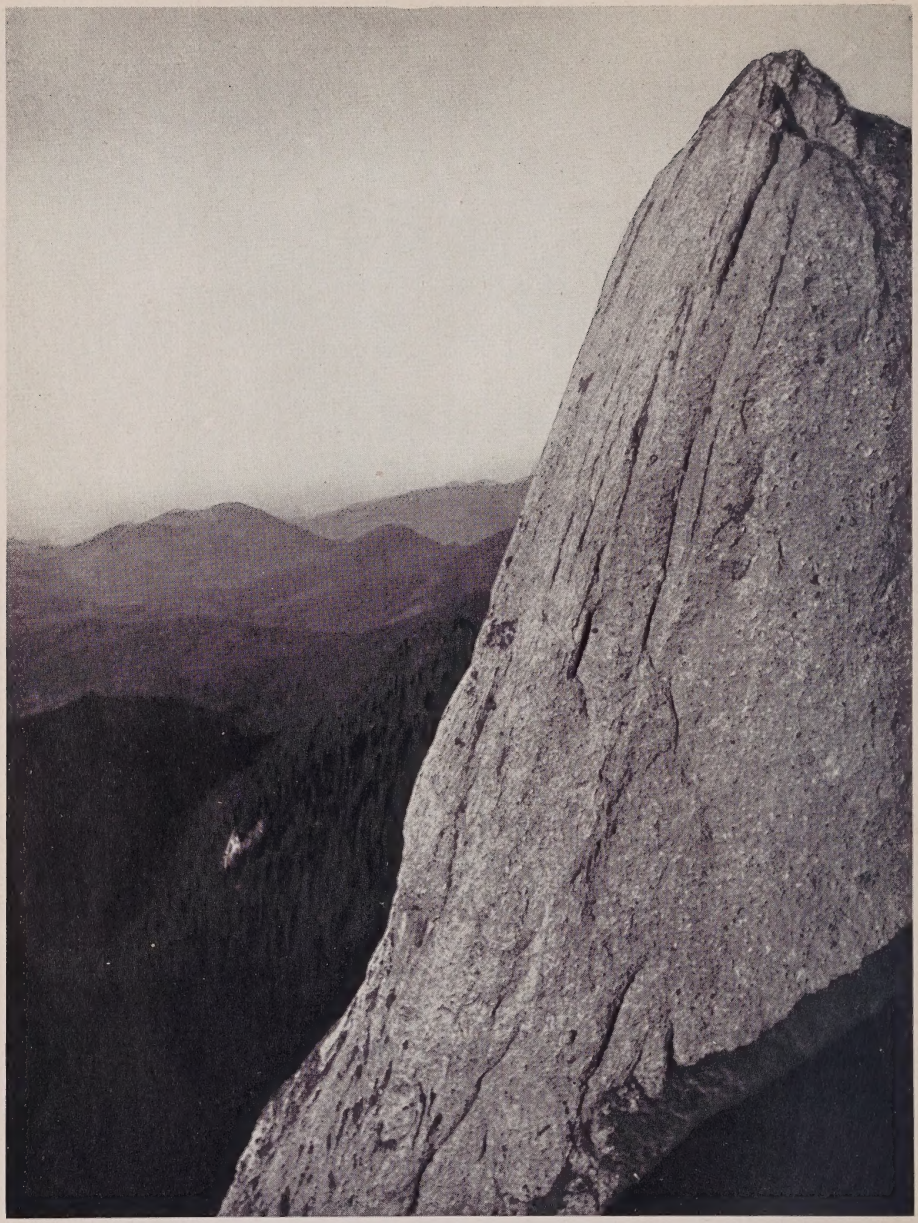
Erste bis zehnte Auflage Sommer 1933 * Alle Rechte vorbehalten * Copyright 1933 by Dietrich Reimer / Ernst Vohsen / A. G. Berlin * Printed in Germany

*Im Hohen Spessart liegt unter Blütenbäumen das Forsthaus ‚Aurora'*

*Junimorgen, saftig prangende Wiese und ein roter ‚Sechserbock'*



*Grunzend, den Pürzel hoch, überquert der junge Keiler die Schneise*



*Aus dunklen Tannenwäldern steigt hell der Fels zur Sonne auf*

Aus Höhen und Tiefen, im Auf und Ab formt sich das Sein; uns allen gibt nur die Veränderung Atem, der Pflanze, dem Stein, Tieren und Menschen. Damit der Sommer prangen kann, muß feuchte Trübnis vorangehen; Berge würden nicht aufragen, wenn das Flachland fehlte. Solang wir Menschen uns nicht verlieren können, finden wir aus dem lärmvollen Geltungsdrang nicht zurück zur Fröhlichkeit des reinen Herzens, zu unseren Quellen.

Anfang und Ursprung, der Boden, auf dem allein die absichtslose Beglückung gedeiht, ist die Natur. Wer sie durchwandert, kommt weg von stockiger Verkrampfung, lockert im Unterwegs-Sein alle Bande. *Ein* Tag genügt, selbst *eine* Stunde, wenn Arbeit und Pflichtenlast freie Wochen nicht erlauben. Die Natur ist so überreich, daß sie uns in jeder Sekunde beschenken kann. Es gibt keine Ärmlichkeit in ihr und keine Leere; nur wenn wir achtlos sind, laufen wir am Schönen vorbei. ‚Wandern' heißt nicht ‚Hasten', sondern ‚Schauen'; im rechten Augenblicke zu verweilen, ist Steigerung der Wanderseligkeit.

Aus jedem Haus führt eine Türe, aus jeder Stadt ein Weg. Plötzlich wird der Himmel hoch; ungehindert strömt die Luft an unsern Körper; unsre Augen sehen die Weite, sehen Wasserlauf und Wiese, Busch und Baum, finden den Wald. Er fügt das Einzelne zum Ganzen, steht siegreich über den Gezeiten. Selbst sein winterliches Schweigen ist von Leben angefüllt;

seine Einsamkeit tönt tausendfältig, und im Klopfen seines Herzens erkennen wir unsere deutsche Heimat, fühlen, daß wir sie vor allem andern lieben.

Für Jeden hat der Wald Freude und Glück genug; was ich davon in vielen Wanderungen empfing, sei dankbar erzählt.

## Der Herrgottskäfer ist aufgewacht

Grunewald im frühen April; das bedeutet eine langweilige Natur in farbloser Landschaft, so könnte man meinen. Ich bin zu ganz andern Erkenntnissen gekommen.

Die Luft ist tagsüber schon sehr erwärmt; sie macht den Menschen müde und faul. Gegen Abend lockt mich aber doch der Sonnenglanz vom Schreibtisch in den Wald. Ja, es ist Frühling geworden! Die Vögel singen, locken und werben, rüsten zur Hochzeit. Auf der Jungkiefernschonung steht metallisch grüner Glanz; unser ‚Besenstielrevier' zeigt bezaubernde Mannigfalt. Überall ist Neues und Werdendes; auch das Alte will wiederkommen im Pflanzenreich. Auferstehungsstunde . . .

Am braunbenadelten Waldboden glitzert ein Blutstropfen. Ich bücke mich, erkenne ein großes Marienkäferchen; es zappelt unbeholfen und rudert aufgeregt mit seinen dünnen Füßen.

„Bist du schon wach, Freund Siebenpunkt? Schöner Käfer, du Günstling der Menschen, die dich seit Jahrhunderten mit den anmutigsten Namen ausgezeichnet haben: Gottesschäflein, Marienkäfer, Sonnenkälbchen, Herrgottskäfer, Freyafugele! Aber du verdienst auch diese Namen, lieblicher Glücksbringer mit den sieben schwarzen Kreistupfen auf deiner roten Rückenwölbung."

Lange Zeit sitze ich an der Erde, dicht neben dem Käfer, der sich rechtschaffen bemüht, vorwärts zu kommen und Nahrung zu finden, hungrig gewiß nach der langen Überwinterung. Doch er überschätzt seine Kraft: die Füßchen wollen nicht mehr; jede Bewegung endet; mitten auf dem Weg ist der rote Bursche wieder eingeschlafen.

Vorsichtig schiebe ich zwei zusammengewachsene Kiefernnadeln unter das Körperchen, hebe die leichte Last hoch, will den Käfer irgendwo betten im Gezweig, damit er nicht erfriert; denn die Nächte sind noch kalt und feucht. Behutsam gehe ich ein paar Schritte; plötzlich ist die Nadelzange leer, der Zinnoberglanz verschwunden.

Habe ich den Schläfer fallen lassen? Nein, er drehte sich nur um auf seinem luftigen Sitz; deutlich erkenne ich links und rechts von der schwarzen Bauchscheibe die kleinen Klammern seiner Füße. „Drüben am Birkenbusch ist eine Astvergabelung, wie geschaffen für dich! Dort magst du heute schlafen, von keiner Gefahr bedroht, und bald wirst du den Frühling erleben, den Sommer auch. Mit deiner vorjährigen Erfahrung muß dir das Dasein eine Freude werden, leuchtender Siebenpunkt!"

## Sechs junge Wildkaninchen

Noch sind die Birken und die Erlen kahl. Aber der violette Schimmer, der um ihre Kronen spielt, ist zu einem intensiven Glorienschein geworden.

Es regnet den ganzen Tag; dennoch gehe ich genüßlich um die beiden Waldseen, höre auf den Tropfenfall, der eine fein schwingende Melodie hat, der alles sauber wäscht in der Natur, die Knospenhäubchen aufbricht und an vielen Orten das erste Grün aus dem braunen Boden lockt. Nässe ist Schöpferkraft, macht die Fruchtbarkeit der Erde erst wirksam.

An der ‚Krummen Lanke' sind die Wasserhühner sehr beschäftigt; keck watscheln sie bis vor meine Schuhe, bohren mit ihren weißen Kegelschnäbeln im Schilf. Auch die Wildenten nisten, schnattern, putzen sich und holen vom See das treibende, schwimmende Baumaterial ans Land. Irgendwo blüht ein Haselstrauch; ich finde Leberblümchen und ganz in der Nähe, am moorigen Bruch, ein rührend vorzeitiges Buschwindröschen. Die Salweide ist schon weit voran, hat dicke Silbersamtknospen aufgestellt zur Frühlingszier.

Könnte ich doch schnell hinüberspringen nach Mecklenburg! Wie wer-

den heute abend dort die Schnepfen streichen, schwirrend über dem vernebelten Waldsaum!

Aber auch der Grunewald wartet mit freudigen Frühjahrsüberraschungen auf. Als ich vom kleinen Hügel zum Fenn hinuntersteige, wie ein Seiltänzer balanziere auf dem glitschigen Hang, kommt jäh ein Riß in die graue Wolkendecke des Himmels. Wahrhaftig, die Sonne scheint.

In der Kiefernschonung beim Forsthaus sehe ich einen mattgrauen Punkt am Boden. Er bewegt sich, hüpft. Daneben ist noch einer, mehr; fünf oder sechs wippen im Umkreis von ein paar Metern. Ich stehe sofort still, schwanke nur leicht mit dem Oberkörper, als sei ich ein kleiner Baum, schiebe mich dann zwei Schrittchen vor, warte, setze behutsam die Füße weiter und komme Zentimeter um Zentimeter heran, erlebe so das abendliche Spiel der Wildkaninchen-Kinder.

Sie sind noch ganz klein, kaum so wie eine Männerfaust; duftige Flaumbällchen mit schmalen, dünnen Löffelohren, die ohne Pause zucken. Von der Karnickelmutter oder vom Vater ist nichts zu sehen, obwohl ich nun dicht an die Sandkuhle herangekommen bin. Selbständige Gesellschaft; dabei höchstens zehn Tage alt!

Ohne besonderen Anlauf, aus dem Sitz heraus, springt das eine plötzlich mit allen Vieren in die Luft, ist anscheinend über seine Verrücktheit selbst erstaunt, schüttelt den Kopf und fegt hinüber zum schnuppernden Bruder. Beide waschen sie sich die Lippen, schnüffeln, spitzen dann wachsam ihre Ohren, als wüßten sie genau um diese wesentlichste Lebenspflicht. Aber schon siegt wieder der Spieldrang. Jetzt schnellt dort hinten ein andres senkrecht vom Boden hoch, macht während des Aufschwungs mit dem Körperchen eine vollkommene Drehung, landet regelrecht auf seinen Füßen, saust in die Kreuz und Quere, bockt, stellt Männchen, ist sichtlich gut gelaunt.

Kann solche Lebensfreude ansteckend wirken? Jedenfalls toben nun alle sechs Kaninkinder, kratzen im Eifer des Fangspiels mit den Hinterläufen durch den Sand — und ich bin so begeistert von diesem fröhlichen Anblick,

daß ich noch näher herankommen möchte, unwillkürlich einen Schritt vorwärts mache auf dem Nadelteppich.

Dabei muß mich der Vordermann des Kaninchenkarussells gesehen haben; er äugt. Schon bin ich zur Bildsäule erstarrt; wenn bloß der Wind nicht meinen Lodenmantel bewegt! Angespannt sieht der graue Flaumzwerg herüber. Vielleicht würde er sich nach einer Weile beruhigt haben, weitergehoppelt sein zu den tollenden Geschwistern; doch welcher Mensch kann in so verkrampfter Stellung stehen bleiben! Prickelnd, stechend schläft mir der linke Fuß ein, ich *muß* das Bein strecken, und dabei stößt der Schuh leise gegen eine Kiefernwurzel. Im gleichen Augenblick endet mitten aus übermütigster Bewegung das Hasenspiel; die Tierkinder drücken sich für Sekunden dicht an die Erde; dann macht das hinterste zwei Sprünge, ist schon verschwunden. Die beiden nächsten folgen, ohne sichtbare Verständigung. Pause; das vierte schnellt einen langen Hupfer, die übrigen auch; alle sind wie weggezaubert.

„Wahrscheinlich duckt sich die ganze Gesellschaft in eine Bodenmulde", denke ich und warte drei Minuten, fünf, zehn; nichts bewegt sich mehr. Verwundert gehe ich nach vorn und finde – ein gähnendes Loch, den Eingang zur Karnickelröhre.

Mit klugem Instinkt sind diese Neugeborenen geflüchtet; eines ließ dem andern Zeit, in den Bau zu fahren, so daß kein Gedränge am Einschlupf entstand. Und wie geschickt wurde der Tunnel angelegt! Noch auf drei Meter Entfernung kann ich ihn kaum erkennen.

In konzentrischen Kreisen spüre ich die Nachbarschaft ab, lese überall Fährten, finde auch Losung auf den schmalen Paßstraßen, die im Nadelgrund deutlich festgetreten sind. Hier liegt ein Flocken weiße Wolle, Bauchhaare der Alten; dort, ziemlich weit vom Höhlenloch entfernt, gibt es unter der verkrüppelten Fichte einen tief geprägten Lagerplatz.

Aber von den sechs kleinen Kaninchenkindern ist an diesem Abend nichts mehr zu sehen; dagegen geigen und summen hungrige Mücken um mein Gesicht, und in der Windstille des Heimwegs wird mir der Mantel schon zur Last.

## Wetterwendischer April

Gestern wolkenloser Himmel und Sonne, in der Nacht Frost, am Morgen Nebel, nun seit Mittag kalter Regen. Solche Wetterstürze vollziehen sich bei uns in Norddeutschland oft schon innerhalb einer Stunde; man tut gut, auf Überraschungen stets gefaßt zu sein. Ich stopfe mir bei jedem Gang vorsorglich die ‚Regenhaut' in meine Tasche; denn hinaus muß ich; gerade jetzt bringt selbst eine kurze Waldwanderung die Erkenntnis, daß sich das Wachstum, der Frühling nicht mehr aufhalten läßt.

Mag es noch so kalt und trübe sein, die Knospen an der Birke brechen auf, und um alle Dornbüsche kräuselt schon ein grüner Hauch. Das sind die ersten ausgeschlüpften Blättchen; sie verschüchtert nicht das Brausen und Knarren in der Luft, stört nicht das Peitschen der Wasserschnüre; sie wissen, jetzt kommt dennoch ihre Zeit.

Der Mensch ist stärker verkettet an die Unbill der Stunde; ihm wird das Dasein grau. Die weißen Spiegel auf den Schwingen des Finks erkennt er zwar als Freundlichkeit; aber bald sieht er auch den Vogelflug nicht mehr; seine Brillengläser sind wie mit Brei verschmiert. Hilflos gebeugt steht er in Regen, Schnee und Sturm.

Ein Hexenkessel ist aus meinem Tausendsäulensaal geworden; weiße Kobolde hüpfen auf der Erde; man kann es im Abwärtsschielen undeutlich sehen. Dazu das Stürmen; ich begreife nicht, wieso die hohen Kiefern überhaupt standhalten können. Eigentlich müßten sie umfallen; sie sind ja nur wie Besenstiele eingesteckt in den lockeren Sandboden, bewegen sich knarrend hin und her, lebendige Perpendikel.

Zehn Minuten; dann endet von einer Sekunde zur andern das Unwetter. Sogleich scheint die Sonne wieder durch den unterholzlosen Stangenwald; ihre Strahlen bringen die Schneeblüten zum Schmelzen; Wassertropfen werden draus, grauschimmernde Perlen, und alle Nähe lacht im Sonnenfunkeln. Weißer Dampf dunstet in der Ferne, macht die naßschwarzen Kiefernstämme zu zarten Hauchgebilden. Verheißungsvoll beglückender April!

Der Wald duftet noch ein wenig nach Vergehen, zugleich schon nach Wachstum und Frühling; besonders würzige Luft strömt von einem Stapel frisch zersägten Holzes. Ich sehe die junge Birke bluten; ein niederbrechender Kiefernast verwundete den dünnen Stamm. Daraus tropft und rieselt nun kristallheller Saft; ich fange die Baumtränen auf und trinke ihre Köstlichkeit.

Wiederum wechselndes Wetter: in der Nacht gluckste pausenlos der Regen auf unser Glasdach; morgens öffnete sich azurblau die Weite des Firmaments, und der ganze Tag blieb von wärmender Sonne erfüllt. Nun sind überall Primeln da; Schlüsselblumen streuen Buntheit und Freude zu beiden Seiten des Waldgewässers; ahnungsvoll schwingt das Wachstum in der Luft. Die Pappeln schieben feine braune Knöspchen hervor, und bei den Birken sind die Hängezäpfchen bereit, sich zu öffnen.

Hier hat ein Strauch grün leuchtende Spitzen, schmale Goldplättchen, hauchdünn gehämmert. Ich weiß seinen Namen nicht; wozu? Schön ist der Anblick, auch ohne die botanische Unterbringung.

Meine vor Jahren selbst gepflanzte Kastanie öffnet ihre Blattherzen; sie sind üppig wie Orchideen und glänzen säfteprall, als seien sie gelackt. Fünfblättrig kommt beim Nachbarbaum gleich einer lichtgelben Blüte das erste Blatt hervor.

Alles rückt ganz nah heran, Farbe und Ton. Die Vögel jubilieren; Lichterflecke schwimmen im Kieferngrund, samtig stehen die starken Schatten. Der Wald wird nun wirklich ein Saal, umfriedet und umschlossen. Wärme füllt ihn bis zu seinem hochgemuten, immergrünen Dach.

Spürt man das Hochsteigen der Säfte nicht auch schon in den kahlen Buchen- und Eichenkronen am See? Schüchtern ist der nordische Frühling; doch in seiner Zartheit erobert er sich die Welt.

Gegen Abend flogen klappernd zwei Störche über mein Haus am Saum des Berliner Grunewalds.

## Birkhahn-Balz

Der Brief eines Freundes hat mich für einen Tag und zwei Nächte nach Pommern entführt. Um drei Uhr morgens stand ich auf; denn wir haben einen weiten Marsch von der Jagdhütte ins Revier. Es ist noch völlig dunkel; aber es regnet wenigstens nicht; Nachtkälte beißt mir in die Ohrläppchen.

Der Jagdherr geht voraus; die umgehängte Büchse ist nur Gewohnheit und Symbol; ich habe seine Zusicherung, daß heute nicht geschossen wird. Stumm mühe ich mich, dem naturverbundenen, auch im Dunkeln sehenden Mann zu folgen; er hat einen weit fördernden Schritt, und das macht mir bald so warm, daß ich die Joppe aufknöpfen muß.

Gegen vier Uhr dämmert es in der Vorahnung des Morgens. Nebel kocht; hoffentlich bekommen wir für die nächsten Stunden freie Sicht. Es ist kein Laut in der Natur; noch schlafen alle Vögel, und die Luft atmet ganz ohne Geräusch. Bäume kann ich jetzt erkennen; Schleier sind in ihre Zweige gewoben; die Büsche stehen kompakt wie Wattepyramiden. Donnerwetter – fast hätte ich laut geschimpft; der Weg wird ja furchtbar schlecht; ich habe doch keine Schwimmhäute zwischen den Zehen!

Mein Freund muß wohl Gedanken lesen können. Er dreht den Kopf zurück; ich sehe verschwommen, wie er lächelt. „Gleich sind wir aus dem Moor heraus, dann kommt ein Bach, wir laufen nebenher am Damm!" Richtig, dort schwanken die Gespenster der Weidenallee; ich höre Plätschern, leises Wasserrauschen.

Zwanzig Minuten später biegen wir rechts ab, gehen über graues Heideland, vorbei an vielen Zebra-Birkenstämmen. Der Forstmann hält genauen Kurs auf die Schirme.

Solch ein Schirm ist eine Brustwehr aus Reisig und Tannenzweigen, mit einem Bänkchen dahinter, so daß man ziemlich bequem und – wenn man sich zusammenkauert – recht verborgen das Niederwild beobachten kann. Doch zunächst ist heute nichts zu sehen; ich habe das Gefühl, auf einer Insel mitten im nässedampfenden, formlosen Ozean zu sitzen. Gräßlich! Mir ist

bis in die Knochen kalt. Ich muß eine Zigarre anbrennen; Kopf herunter, damit das Aufflammen des Feuerzeugs die Hähne nicht vergrämt.

Sind denn überhaupt welche in der Nähe? Ich warte schon verteufelt lang; kein ‚Volk' zeigt sich. Mein Freund sprach doch von ganzen ‚Ketten', die hier wohnen sollen.

Geduld! Geduld! Die Helligkeit nimmt zu; es wird Tag und zugleich auch bessere Sicht. Tschjo – chsch! Ein merkwürdig hohles Zischen, ein Fauchen fast, Schwingenschlag: von der Birke saust ein Schatten schräg zu Boden; der erste Hahn steht dicht vor meinem Schirm. Er sichert eine Weile, ist stumm, guckt nach allen Seiten, (die Zigarre starb längst unter meinem Stiefel!) und nun beginnt er zu kollern: Drutturu – turu – ruttu – ru – tschjch – urr – turru – turru – turru – – –

Es ist viel Schönes über den schwarzen Spielhahn und seine Balz geschrieben worden, von kundigeren Beobachtern, als ich es bin. Aber eines vermisse ich in allen Berichten, die von der elementaren Liebeskraft und vom Temperament der Hähne erzählen, nämlich das Heitermachende eines solchen Anblicks, die Fröhlichkeit der amourösen Rauferei.

An jenem pommerschen Morgen erlebte ich die Balz von neun Hähnen in der Zeit zwischen halbfünf und sieben Uhr. Gewiß eine wilde Angelegenheit; oft sprangen, hüpften, sausten, zitterten sechs Freier zugleich auf dem Platz umher. Manchmal war Unterscheidung garnicht möglich; die weißen Flecken der Schwanzfedern, die hellen Flügelbänder, der Metallglanz der blauen Brust, die blutrot glühenden Rosen am Auge, Scharlachfunkeln – alles wirbelte auf und ab. Tanzende wurden zu Kämpfern, die heißblütig aneinander hochfuhren, ihre leierförmigen Schwänze senkrecht spreizten und immer wieder die Schnäbel am Boden rieben, als wetzten Berserker ihre Dolche.

Dennoch habe ich an diesem Morgen in erster Linie das Humorige der Balgerei empfunden und schmunzelnd der Liebesverrücktheit zugesehen, besonders bei einem kapitalen alten Burschen, der die meisten Haare lassen mußte: aufgeblasener Amoroso mit einer Stachelmähne aus gesträubten Halsfedern.

Der Brunftkampf des Rothirsches ist Urgewalt, das Boxen der Elche zähe Verbissenheit, der Tanz der Kraniche Anmut und das Orgeln des Auerhahns ein düsterer Nachtgesang. Damit verglichen wirkt die Spielhahnbalz wie eine lustige Rauferei, temperamentvoller Unfug von verliebten kleinen Hitzköpfen.

## Erstes Frühlingsgewitter

Heimgekehrt nach dem Grunewald, sehe ich, daß überall die Birkenästchen helle Spitzen haben. Die dünne Schutzhaut der Knospen ist geplatzt; winzige, gelblichgrüne Blättchen wollen sich entfalten.

Schon seit dem frühen Morgen bin ich unterwegs gewesen, stand dann angelehnt gegen eine hohe, alte Kiefer, badete mit geschlossenen Augen mein Gesicht in der Sonnenwärme.

Nun ist es vier Uhr nachmittags; ich liege ermattet auf dem Rasenplatz zwischen Haus und Wald. Es wird mit einem Mal ganz schwül; Unwetter braut sich zusammen, eine schwarze Wand rückt von hinten her an. Senkrecht über mir ist das Firmament noch licht, aber dünne Nebel verschleiern schon seine Höhe. Die Wipfel der Kiefern stehen plötzlich starr und steif, sind auffallend abgegrenzt vor der Atmosphäre und in jeder Einzelheit überscharf gezeichnet: hellrot leuchten die Zweige, giftiggrün die Nadeln.

Das schwarze Drohen im Südosten kommt immer dichter heran. Mein Sohn, der Flieger, erklärt und zeigt mir die ‚Gewittertürme', jene bizarren Wolkengebilde, die wie Säulen aufragen mit runden, pilzförmigen Köpfen, Hunderte von Metern hoch, oft Tausende. Eigentlich seien sie nichts anderes als sichtbar gewordene Kamine oder Schläuche, in denen die warme Luft hochschießt. Durch das unheimlich schnelle Überwinden solch großer Entfernungen bleibt nun keine Zeit zu ruhigem Ausgleich der elektrischen Spannungen; sie müssen sich gewaltsam entladen – im Gewitter.

Die krankhafte Übersteigerung alles Farbigen auf der Erde nimmt weiter zu; der märkische Sandboden ist grellweiß geworden, die grünen Kronen der Bäume scheinen mit Schnee überstäubt zu sein; ihr lebloses Glitzern tut mir weh.

Ganz tief, greifbar niedrig fast und blaugrau wälzt sich das Gewölk heran: „Der Böenkragen! Paß auf, wenn er über uns steht!" Schon ist es geschehen; wie ein massiver Block stürzt geballte Luft jaulend über die Welt; mit lautem Ächzen schrecken die Bäume aus ihrer Totenstarre, ducken sich; aber ihre wild fuchtelnden Äste fahren sofort wieder hoch, als wollten sie um Gnade flehen. Staub jagt an der Hauswand entlang; Papier wirbelt im Kreis, und nun klatschen auch die ersten schweren Wassertropfen auf. Spritzer folgen, immer schneller; es regnet.

Ein Höllenspektakel bricht los: Blitze und ihr Widerschein, Riß ins Grau, greller Zickzack, knallender Donner! Zugleich fühlt man beglückt schon einen kühlen Hauch; in peitschenden Sturzbächen wird die Luft von Schwüle und Staub gefiltert; gierig saugt das Erdreich den Regen ein.

Wenige Minuten; dann lachen bereits wieder die Blättchen an der Hecke; die Fächer der Kastanienknospen schieben sich fast ruckweise auseinander, während das Gewitter im Abziehen böse grollt, ohnmächtig ist, wie ein gefangenes Tier.

## Schreibtischnächte

Drei Nächte habe ich durchgearbeitet; ein Manuskript muß fertig werden, sonst kann ich am ersten Mai nicht in den Spessartfrühling fahren.

Man schafft gut in der vollkommenen Stille der Nacht, ist vor Ablenkungen sicher, und wenn man sich in einen Gedankengang zu sehr verbohrt, braucht man nur die Schreibtischlampe auszuschalten und beide Fensterflügel weit zu öffnen. Schon nach wenigen Minuten wird der Kopf frei; plötzlich taucht aus der Dunkelheit jenes Wortbild auf, das sich trotz allem Grübeln vorhin nicht finden ließ. Jetzt mehrt sich Seite um Seite im Manuskript.

Um viertel nach vier Uhr sehe ich, wie die Nacht von dannen schleicht und ziehe endgültig den Kontakt aus der elektrischen Leitung. Der Himmel wird milchig-gläsern, zeichnet die schwarze Kontur der Baumwipfel vor mein Fenster, wächst hinauf zu großer Helligkeit.

Vom Garten her fluoreszieren die Steinplatten der Wege; das Firmament wird stahlgrau, tiefblau und wolkenlos klar. Kurz vor fünf Uhr erwachen die Vögel; der erste trillert eine schöne, dankerfüllte Melodie, die sich beglückend immer wiederholt, und die andern singen im Chor. Nun kommt auch die Sonne herauf, bringt Buntheit in die Helle des Morgens. Goldene Lichtbahnen fluten durch den Saal der Tausend Säulen.

Ich nehme erneut den Bleistift, ringe mit der Arbeit, bis meine Hausgenossen zum Frühstück erscheinen. Schnell unter die Brause; dann eine Stunde Schlaf im langen Stuhl, der auf besonntem Rasen steht.

Farbig flammende Träume wecken mich, verzaubern aber dann auch noch die Wirklichkeit: das Birkenbäumlein ist ganz aus Licht gesponnen; Silber blinkt an seinem geraden Stamm und sprüht weißglühend hoch zur zarten Krone. Aufgelockert hängen längliche Kätzchen im Geäst, schwingen duftig unter den feinen, hellgrünen Blättern.

Zum Schreibtisch, an die Arbeit! Um zehn Uhr heute abend geht der Zug ins Frankenland.

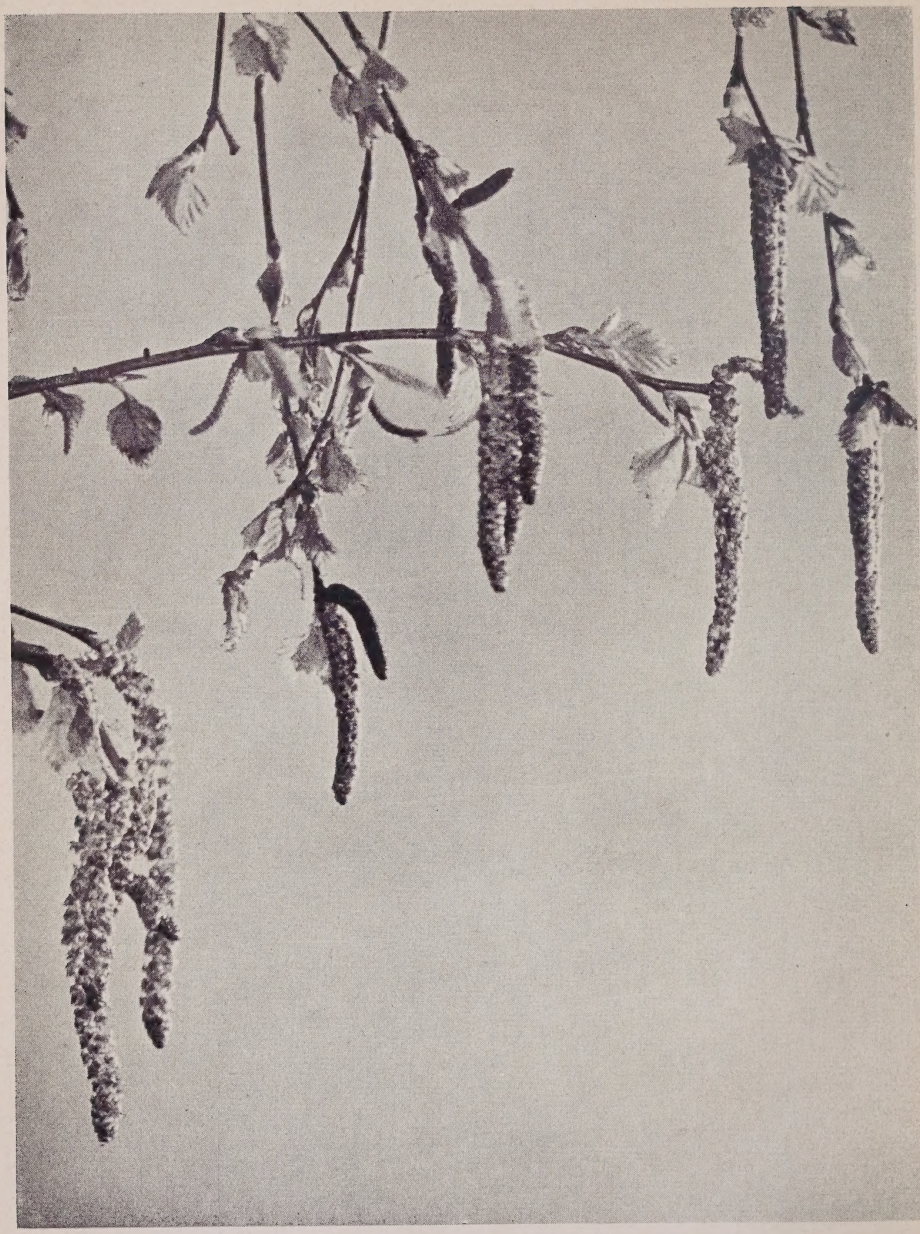
## Zahnweh und ein Regenbogen

Als ich den Platz vor dem Anhalter Bahnhof überquerte, glaubte ich durch einen tropischen Urwald zu gehen, so schwül und drückend war die Luft. Dazu spritzten wilde Wassermengen vom Himmel herunter auf Berlin. Um drei Uhr in der Nacht mußte ich umsteigen; auch über Mitteldeutschland tobte ein Wolkenbruch. Aber hier am Bahnsteig war Kälte und Wind.

Beim Frühstück in Würzburg schien die Sonne, so daß ich meine alte Liebe zu dieser schönen Stadt, zu Riemenschneiders gotisch-süßen Frauen, frohgemut erneuern konnte.

Plötzlich, im Anblick jener holzgeschnitzten Eva, die den Apfel hält und allen Zauber weiblicher Sinnenfreude ausströmt auf uns Nachgeborene, biß ein Nadelstich durch meinen Unterkiefer, nur für eine Sekunde. Aber als sich das Überlandauto in der vierten Nachmittagsstunde in Bewegung setzte,

*Goldene Lichtbahnen fluten durch den Saal der Tausend Säulen*



*Aufgelockert hängen die gelben Kätzchen im Geäst der Birke*

kam das Wüten mit neuer Macht: meine linke Gesichtshälfte brannte, zuckte und zwickte, schmerzte ohne Unterlaß.

Kann man mit solchem Zahnreißen in die Einöde fahren? Dreißig Tage will ich droben bleiben im Hohen Spessart, in einem Forsthaus, abgeschnitten von allen operativen Möglichkeiten. Umkehren? Meine Zunge fühlt bereits, wie die Backe von innen her anschwillt.

Schon liegt Würzburg hinter uns; die Landstraße schlängelt sich dicht neben dem Main, schlüpft unter den weißen Wolken der blühenden Obstbäume durch, klimmt dann in Windungen aus dem Flußtal hoch. Das ist so schön, daß ich trotz aller Schmerzen sitzen bleibe, umsomehr, als wiederum dampfend warmer Regen fällt.

Ich sitze ganz vorn neben dem Wagenführer, blicke auf die Straße, die wie ein breites Silberband in ihrer Nässe glänzt. Links und rechts nähern sich dunkle Tannen, Ausläufer des Spessarts. Wiesen, schon saftgrün, schneiden frohe Flächen in die Düsternis; Schlüsselblumen spritzen gelbes Gold darauf, und dort, wo der Wald die Wiesen säumt, schimmert es duftig wie frisch gefallener Schnee in den Hecken: Weißdorn blüht!

Unentwegt keucht der Omnibus bergan in westlicher Richtung. Das Gewölk am Himmel zergeht; Sonne leuchtet, und unser plumpes Gefährt rattert kursgenau in diesen Abendglanz hinein. Die Chausseebäume verschmelzen bei solchem Sonnenflimmern mit dem Nadelwald; es ist, als seien ihre winzigen Blätter wie Kristalle auf die ansteigende Fichtenwand gestickt. Jeder Grashalm funkelt; Smaragde flammen über der Wiese, und der graue Himmel wird in wenigen Minuten hoch und hell.

Wenn nur dieses gemeine Zahnweh nicht wäre! Im Koffer muß ein Fläschchen mit Schwarzwälder Kirschgeist sein; vielleicht sollte ich damit die Mundhöhle spülen. Ich bücke mich, greife das Feuerwasser, und weil ich mich dabei umdrehen muß, sehe ich, wie von der Mainebene her aus dem Dunst ein Regenbogen aufwächst, groß, in sieben klaren Farben prangend. Möge er ein gutes Zeichen sein für die Spessartzeit!

Der Omnibus hält an seinem Ziel; mich erwartet ein Pferdefuhrwerk. Jetzt

kommt der letzte Teil der Reise; wir zockeln langsam durch hohen Buchenwald. Vorjähriges Laub liegt am Boden, ein roter Teppich; die nassen Stämme glitzern wie grünliche Meerschlangen, wachsen aber hoch hinauf und geben einen guten Durchblick in die Weite. Um ihre Kronen spielt helles Grün; still ist der Abend; nur die Riemen am Pferdegeschirr knarren, und hin und wieder rumpelt ein Rad.

Rote Tönung in der Ferne; Ziegel formen ein Dach, schirmen das Forsthaus mit dem glückhaften Namen ‚Aurora'.

## Der Spessart will umworben sein

Vierzehn Tage fast pausenloser Regen; eine dick geschwollene Backe, zu nächtlichen Veitstänzen zwingende Zahnnerven: ich habe mir den Spessartfrühling anders vorgestellt.

Aber das Jammern ist zwecklos und dumm; denn im Überwinden liegt der Genuß des Lebens. So bin ich also mit dem fränkisch-biederen Forstmann Tag um Tag auf Pirsch gegangen. Wozu gibt es hohe Stiefel, wasserdichtes Loden und wollene Tücher? Sie sind auch dann noch sehr willkommen, wenn für Minuten die Sonne scheint, weil diese kranke Sonne die Schutzherrin einer Legion von Stechmücken ist. In Schwärmen überfallen die kleinen Plagegeister Mensch und Tier; auch die Hündin Zilly schnappt wütend danach.

Eines ist gewiß: die Natur entfaltet sich, ob der Regen vor Wärme dampft oder unsre Menschennasen kalt und häßlich macht. Die Salweide am Waldrand triumphiert bereits; Eschen schieben ihre Blättchen vor; die Lärche zaubert winzig hellgrüne Nadeln aufs Gezweig; am Rain glänzen grüngelackte Heidelbeerblätter; der Birkenbusch ist gänzlich belaubt, und auf der Wiese hinter dem Forsthaus kann man die Schlüsselblumen kaum mehr zählen.

Der Spessart gehört zu den Überresten des großen herzynischen Waldes, der einst das alte Germanien bedeckte: ‚Spechteshard', in dem die heiligen

Wotansspechte hausten. Er ist ein Waldgebirge, besser gesagt, ein aus der Mainebene hochgehobenes Sandsteinmassiv mit zahlreichen Rücken und Höhenzügen, gibt durch Verwitterung guten Untergrund für die Laubbäume, doch einen schlechten Ackerboden. Deshalb sind die schmalen Spessarttäler nur schwach besiedelt, die Waldbewohner arm geblieben in allen Jahrhunderten, auf kümmerlichen Verdienst angewiesen in Glashütten, Eisenhämmern und Kohlenbrennereien. Sehr begehrt ist die Arbeit bei der Forstwirtschaft.

Nirgendwo im heutigen Deutschland gibt es noch ebenso große Buchen- und Eichenwälder wie im Spessart. Fichten sind zwar auch hier zuweilen angebaut worden, in der Zeit der jagdfreudigen Fürstbischöfe als Unterschlupf für die Sauen, später der rascheren Holzergiebigkeit halber. Die moderne Forstwissenschaft ist jedoch bestrebt, den reinen Laubwaldcharakter möglichst wieder durchzusetzen. Rotwild kommt zahlreich vor, auch Schwarzwild, Reh, Hase, Fuchs und Fischotter, vereinzelt Auerwild.

Der Spessartförster spricht nicht viel auf unsern gemeinsamen Weidgängen; aber ich kenne diese Menschenart, weiß, welcher Weg zu ihrem Herzen führt. Es ist überall das gleiche, im ostpreußischen Nehrungsgebiet, in Mitteldeutschland und in den Alpen: gut zu Fuß mußt du sein, darfst das Unwetter nicht fürchten und mußt dein Maul halten können. ‚Langeweile, Zimperlichkeit und Komfort' fehlen im Sprachschatz der Förster; dagegen wird groß geschrieben ‚die Liebe zur Natur, zu Tier und Pflanze'; gleichermaßen auch ‚Verantwortungsgefühl und Pflichtbewußtsein'. Komplimente sagt man sich auf solchen Wegen nicht: aber plötzlich spürst du, daß der schweigsame Mann neben dir dein Bruder geworden ist im Gotteshaus der Natur. Dir kann nichts geschehen, solang er bei dir ist, und alles Gute, alles Schöne teilt er mit dir: die letzte Zigarre am Hochsitz, einen Apfel nach sechsstündiger Wanderung, den Anblick der ersten Eichenblüte, den Genuß, ganz tief im Revier jungen Baummardern beim Spiel zuzusehen. Du mußt nur jeden Wink verstehen, den leisesten Knurrlaut richtig deuten können.

Noch nie sah ich so endlose Reviere; wie Kulissen staffeln sich die bewaldeten Hügel hintereinander, und so blickt man immer wieder in neue

Täler, auf noch fernere Höhen. Man hat zunächst Schwierigkeit, die Farben richtig zu deuten: an den Südhängen leuchtet vielerlei Grün, dort sind die Buchenblätter in drei Regentagen ganz ausgeschlüpft und üppig maiengrün; während nordseits um Esche und Birke erst schüchtern gelber Schimmer ist. Frisch benadelte Lärchen bringen eine weitere Variation in diese Farbigkeit. Bei Sonnenlicht wirkt manchmal ein Hügelzug gar leopardenhaft gefleckt, weil neben den hellen Laubschattierungen durch die Fichten dunkle, fast schwarze Töne dazu kommen, und überdies braunviolette von den Eichen, die Anfang Mai noch völlig kahl sind.

Tiere sehen wir nie auf den nassen Wanderungen, wohl aber ihre Spuren. Dort am Birkenstamm neben der Hütte hat in der Nacht ein Reh die Rinde abgeschält; Schrammen an einer jungen Lärche beweisen, daß die Böcke schon zu fegen beginnen; von nächtlichen Äsungsgängen zeugen viele Trittsiegel im aufgeweichten Boden. Aber untertags bleiben die Tiere in den Nadelholzdickungen, schützen ihr Fell vor allzu großer Nässe.

In den letzten Wochen sind alte Eichen gefällt worden, Riesenbäume mit borkiger Rinde, wertvoll zur Furnierverarbeitung. Wie gut riecht dieses Holz! Fest – man könnte sagen – metallisch kompakt und glatt fühlt sich die Schnittfläche an. Mein Begleiter erzählt, daß man die Güte eines am Boden liegenden Eichenstammes mit einer Stecknadel prüfen könne. Der Käufer preßt sein Ohr ans untere Ende des Baumrumpfes; ein Arbeiter fährt mit der Stecknadel über die obere Schnittfläche, und wenn das Holz fehlerlos ist, muß das leise Kratzen der Nadel durch den acht bis zehn Meter langen Stamm weitergeleitet werden, dem Prüfer hörbar sein.

Als wir wieder einmal einen Hang emporsteigen, endet plötzlich der Regen. Fünf Minuten Sonnenschein, Treibhauswärme, schon läuft mir der Schweiß in Bächen übers Gesicht. Doch unbeschreiblich schön ist nun das junge Grün an Baum und Strauch; man müßte ein neues Wort dafür erfinden, oder ist ‚maiengrün' farbig, froh, duftig genug?

Wieder grollt es aus der Ferne. Tropfen gluckern, es regnet Stunde um Stunde. Meist stört mich das Fließen und Strömen von oben nicht; lustig

rinnt über die Hutkrempe ein Gießbach. Der Mantel nimmt zwar erheblich zu an Schwere, aber er hält dicht wie meine hohen Stiefel. Auch der Stock ist dort, wo ihn die Faust anpackt, trocken, glatt und warm. Nur wenn der Zahnnerv rebelliert, wenn eine Schneise endgültig zum Sumpf geworden ist, die Wildschweinsuhlen uns bis zu den Knien im Schlamm festhalten, Wege heimtückisch sich in Rutschbahnen verwandeln, dann – ich gebe es offen zu – werde ich für Stunden auch im Wald verzagt. Ich trotte stumpf hinter dem Förster her, verzichte auf die Überlegung, wo der Boden gangbarer sei, links oder rechts, stolpere durch alle Pfützen und weiß nicht, ob das quälend monotone Geräusch in meinen Ohren das leise Flattern der Gummipelerine ist, die der Förster trägt, oder ein rumpelndes Holzfuhrwerk, oder nur der Regen. Ich bin eine lustlose Gehmaschine im schwammartig vollgesaugten Lodenkleid; dumpf fühle ich, das Wandern ende nie. Mein Unterzeug klebt vor dampfendem Schweiß; die Füße brennen, und beide Brillengläser sind trüb geworden. Wenn aber dann – unbegreiflicherweise – das Forsthaus plötzlich doch vor einem steht, denkt man nicht an Essen und Trinken; Kleider auf die Trockenschnüre über dem Herd und – ins Bett!

Welcher Stadtmensch ahnt, wie gut und tief man nach solch einer verregneten Maienwanderung schlafen kann!

## Nur ein Mistkäfer

Das Barometer ging in der Nacht um vier Striche hinauf; gegen neun Uhr schien die Morgensonne.

Ziellos laufe ich ein kleines Stück hinein in den Wald, klappe den Sitzstock auf, so, daß die wärmenden Strahlen mich ungehindert erreichen können. Wie eine Pflanze sehnt sich der Mensch nach dem Sonnenlicht, wenn so viele Tage nur Regen war, Trübheit und Kälte.

Nicht allein der Mensch! Alle Fliegen sind da und Mücken; ein brauner Schmetterling gaukelt über die jungen Halme; lange nackte Schnecken ziehen ihre glitzernde Schleimspur hinter sich her. Schließlich entdecke ich in

der Furche, die gestern wohl ein Fuhrwerk in den Boden preßte, einen großen, sehr geschäftigen Käfer, und dieses Tier hat mich fast zwei Stunden in Atem gehalten.

Es war nur ein Mistkäfer, ein Geschöpf also mit einem unappetitlichen Beruf; aber man braucht sich keineswegs zu ekeln vor diesem nützlichen Insekt. Ich bin ohne Vorurteil und sage, daß dieser Käfer schön ist, schön durch das Blau seiner Körperhülle, durch die überreiche Skala dieser blauen Töne. Je nachdem die Sonne ihn trifft, glänzt der Käfer ultramarin, preußisch blau, himmelblau, kopierstiftviolett, stahlgrau oder veilchenblau, manchmal schwarz, dann wieder wasserblau, am Kopf, auf der Wölbung seines Rückens, in den Gelenken und Scharnieren der Füße.

Dieser Vetter des Heiligen Skarabäus, der da im Hohen Spessart an meinem Schuh vorüberkroch, war beinahe dreißig Millimeter lang, ein massives, kraftvolles Käfertier. Sein lackfunkelnder Brustschild und die geriffelten Flügeldecken sind wie feste Panzerplatten, irisieren zuweilen ins Grünliche; an der Unterseite des ersten Beinpaars sehe ich links und rechts je einen ovalen Orangefleck.

Aber wir müssen uns in die Perspektive dieses Tiers hinunterbeugen, um sein Leben einigermaßen zu verstehen. Der gedrungene Käfer ist gewalttätig wie ein Rammbock, ein eiserner Tank, der alles überwindet und die Hindernisse mit gesenktem Kopf angeht. Seine Freßzangen spielen dauernd, während die Fühlerantennen zuweilen eingezogen werden, dann nämlich, wenn das Tier einen Kanal durch den Moosdschungel wühlt.

Plötzlich sperrt ein Klumpen Erde den Weitermarsch. Der Käfer richtet sich senkrecht auf, seine Füße haben scharfe Steigeisen-Klammern, haken sich in die Lehmwand, ziehen den Körper ruckweise hoch. Aber die Hinterfüße finden keinen Halt, das Eigengewicht wird zu schwer; man fällt zappelnd nach hinten. Neuer Angriff, neues Versagen, noch einmal; vierter Versuch!

Warum sagt dem Käfer nicht sein Instinkt, daß er nur vier Zentimeter seitlich auszuweichen brauchte, um auf bequeme Weise den Erdkloß zu umgehen? Ist dieser Eigensinn Beschränktheit, Selbstüberschätzung oder Wut? Es folgt ein Angriff von unten; der Käfer zwängt seinen Kopf zwischen

die Grasnarbe und den Lehmbrocken, will ihn zur Seite wälzen; ja, er beginnt das Hindernis zu vernichten, indem er seine Freßzangen in Tätigkeit setzt. Erfolglos natürlich!

Neues Erklimmen, Fall nach rückwärts; durch das Umdrehen wird die Orientierung verloren; plötzlich ist die Straße frei; der Skarabäus läuft vom Erdkloß weg, zurück auf der eigenen Spur. Er ist doch wohl ein Don Quichote unter den Mistkäfern!

Etwa siebzig Zentimeter weit ging alles gut; dann gähnt plötzlich ein rundes, markstückgroßes Loch im Boden. Hineingucken und Absturz geschieht fast gleichzeitig. Schon bin ich bei der Unfallstelle, sehe noch, wie sich der Käfer an der glatten Schachtwand festzuhalten bemüht, ein wenig hochkommt, schließlich aber in den Abgrund fällt.

Mit einem dürren Binsengras, das zugleich auch ein Rettungsseil für den Skarabäiden sein soll, stelle ich fest, daß die Röhre etwa fünfundvierzig Zentimeter in das Erdreich eindringt. Fünfundvierzig Zentimeter, das ist für einen drei Zentimeter langen Käfer soviel, als wenn ich von einem fast sechsundzwanzig Meter hohen Haus zur Erde stürzte. Und wohin? Lauerte dort unten ein hungriges Raubgeschöpf, eine Schlange, eine Maus? Und verzehrt nun schon den blauen Käfer?

Ich warte lange Zeit, schiebe immer wieder das Binsengras hinab; umsonst. Ein Käferschicksal kam zum Erlöschen. Wen kümmert dies? Nicht einmal den nächsten Artgenossen; schon krabbelt ein anderer Mistkäfer an meinem Fuß vorbei, Ebenbild des vorigen, etwas kleiner zwar, doch die Orangeflecken unter den vorderen Beinen hat auch er.

Weil man aber nicht bloß träumen soll in der Natur, habe ich mit meinem Taschenmesser diese senkrecht hinunterführende Röhre behutsam aufgegraben. So konnte ich mancherlei feststellen und weiß nun, daß mein Mistkäfer weder ein Don Quichote noch ein Till Eulenspiegel gewesen ist, sondern eine weitschauende, fürsorgliche Mutter. Die Röhre bildet nämlich den Eingangsschacht eines Bergwerks, das sie in langen Wochen kunstvoll selber gegraben hat. Seitenstollen sind links und rechts eingesprengt, mit Abfall-

stoffen, Erd- und Rindenteilchen angefüllt, Brutkammer für das Ei, Nahrung für die einst ausschlüpfende Larve.

Was ich für einen ‚Kampf mit Windmühlen' hielt, war Futtersuche gewesen, und wenn ich besser achtgegeben hätte, würde ich wahrscheinlich erkannt haben, daß die Skarabäusmutter auf ihren Armen (den Gelenken des vorderen Beinpaars) eine Bürde weggetragen hat, damit im Herbst die nächste Generation von Mistkäfern sich ernähren und entwickeln kann.

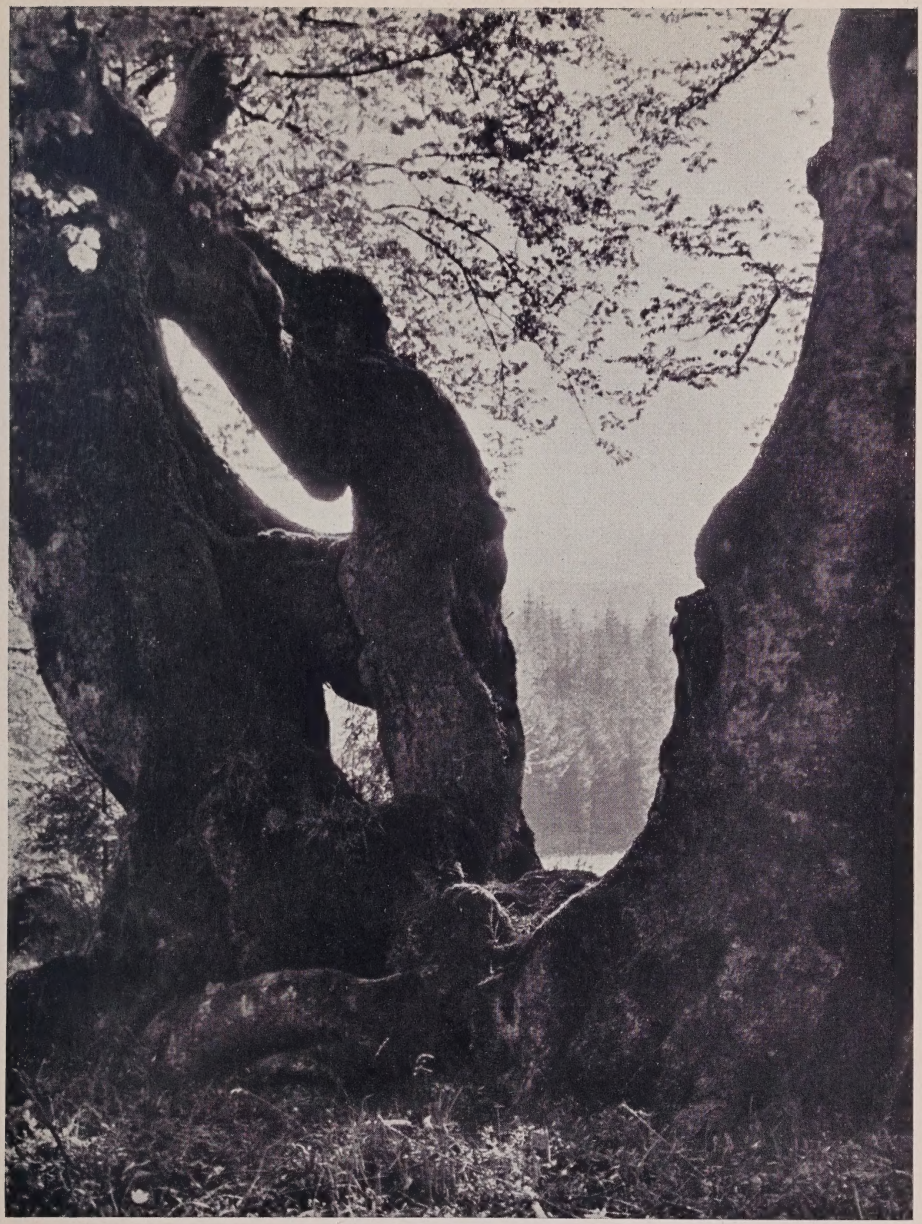
Die Natur ist voller Wunder, o Mensch!

## Metamorphosen im jungen Buchenlaub

Irgendwo im Tal, vor einer Wand von Nadelbäumen, stehen mehrere alte Buchen dicht beieinander. Sie sind seltsam verknorrt; ich muß die bizarren Formen aus der Nähe betrachten und erkenne, daß jene zwölf Stämme nur ein Baum sind, alle aus der gleichen Grundwurzel herkommen. Hier wuchs vor vielleicht zweihundert Jahren eine Buche, deren Stamm früh gefällt oder vom Sturm verletzt wurde, und aus den wild nachtreibenden Stockausschlägen ist im Lauf der langen Zeit dieses phantastische Wuchergebilde entstanden, krumm und verschroben. Ich sehe im Durcheinander der Stämme und Äste unheimliche Hexerei, armreckende Gestalten in Menschengröße und Menschenform, die Münder noch aufgerissen vom letzten Hilfeschrei, qualvoll erstarrt unter den Warzen und Buckeln der Baumrinde.

Doch oberhalb dieser teuflischen Verkrüppelung behauptet sich die Wiedergeburt der Natur: alle Äste der zwölfstämmigen Buche sind besteckt mit maiengrünen Blättchen. Dazwischen leuchtet sonnebeschienen und wirklichkeitsnah die Wiese herüber und der Frühlingswald. Ein Kuckuck ruft viele Male, verkündet langes Leben, und wilde Bienen summen in der Luft.

Unten an der Erde, rings um die verkorkten Stämme, sprießt eine Legion winziger Keimlinge, eigentlich nur je ein gelacktes Doppelblatt auf dünnstem Stiel. Die meisten sind schon zwei Jahre alt; aber auch ganz junge stehen da, tragen noch die Schutzhaube des Bucheckerdächleins. Als weißer Punkt ruht



*Spukgestalten in Menschengröße und Menschenform . . .*

*Junge Buchenblätter schwingen in der Sonne*

das Keimherz des künftigen Baumes in der Mitte zwischen den horizontalen, prallen Lappenblättchen. Daraus wächst dann im dritten Jahr ein Faden hoch, ein heller Docht, und auf diesem zweiten Stockwerk beginnen nun die eigentlichen Buchenblätter zu sprießen, klein noch, aber schon zierlich gezähnt.

Wie verschwenderisch muß die Natur ihren Samen ausstreuen, damit trotz Wildäsung und Wettersnot schließlich aus abertausend Keimlingen doch wieder eine Buche aufsteht zu hundertjähriger Größe! Man darf garnicht darüber nachdenken, oder – besser – man soll es gründlich tun! Wenn alle Samen keimen wollten, wenn nur der achtzigste Teil der Buchenfrüchte Wurzel schlagen würde, es entstünde ein Urwald, der sich selber erstickte. Verschwendung und Vernichtung halten sich stets das Gleichgewicht in der Natur, die aus der Überfülle seit Jahrmillionen lebenserhaltende Zuchtwahl betreibt, nur das Stärkste, Tüchtigste zur Entwicklung kommen läßt, bei Pflanze und beim Tier.

Überall sind Käfer, Schmetterlinge und Mücken; Insekten huschen, flirren, schwimmen und tanzen. Auf dem Waldboden kriechen Schnecken, nackte und häusertragende, gläserne und farbig kompakte; Ameisen hasten auf Durstreise, in kriegerischer Zerstörungslust. Alle leben sie, massenweise kommen sie um, Beute und Nahrung für andere Tiere im Stoffwechsel des ewigen Kreislaufs; aber unzerstörbar ist ihr Fortpflanzungsdrang, und jedes Frühjahr treten junge, selbständige Geschlechter auf den Plan, zu neuer Daseinsfreude, zu neuer Zeugung, zu neuem Vergehen.

Bei den Bäumen schreitet das Wachstum langsamer voran. Eine zwölfjährige Fichte ist erst knapp brusthoch, und die sechs- bis achtjährigen drängen sich gar wie verschüchterte Kinder ängstlich um den hohen Mutterbaum. Ich zählte an einer Stelle sechsunddreißig solcher Zwerge rund um eine freistehende Fichte; alle durch natürliche Verjüngung entstanden. Noch ist der große Baum Schutz und Schattenspender; doch in achtzig Jahren muß er gefällt werden, damit die junge Sippschaft ihn nicht erwürgt, sondern ungehindert über seinen Scheitel hinauswachsen kann.

Auf weite Sicht arbeitet der Forstmann; er pflanzt und rodet Jahr um Jahr, weiß, daß erst in zweihundert Sommern sein Planen reifen wird. Er steckt

unter hohe Buchen dünne Eichenstämmchen, und sein inneres Auge sieht jene ferne Zeit, in der die Eichen drei Generationen von Buchen überdauert haben, ihre Riesenwipfel endlich ganz entfalten werden.

Aber bleiben wir bei der Gegenwart, verfolgen wir einmal die Entwicklung des diesjährigen, jungen Buchenlaubs. Unterschiedlich geht das Wachstum vor sich; an der Sonnenseite des Waldes genügt der warme Regen einer Nacht, am Nordhang verteilen sich die Stationen über zwei Wochen, und bis der ganze Buchendom ergrünt, wird der Mai fast vorüber sein.

Raffen wir in Gedanken die Zeit zusammen, lassen sekundenschnell Form an Form sich reihen. Erst sieht man, gewissermaßen als Verlängerung der winterlich dürren Ästchen, länglich weißgelbe Spindeln, die braun anschwellen und sich ein wenig aufwärts biegen. Ihre Spitze bleibt zart weiß, spaltet sich im warmen Regen; man kann ein wenig unter die Schutzhaut blicken. Zierlich gefältelt liegen dort die noch schlafenden, blaßgrünen Blättchen. Aber sie müssen heraus aus ihrem Winterbett, die Sonne will es; schon schraubt sich die Spindel auseinander; nicht lange, dann erblickt man tausend grün brennende Fackeln im Gezweig. Sie teilen sich über Nacht zu je zwei Blättchen, deren Grün wie Silberstaub schimmert, weil die kunstvollen Quetschfalten noch immer nicht ganz aufgeglättet sind.

Nächste Phase: die Gummihaut der Knospenhülle ist ganz zurückgeschoben, die neugeborenen Blätter sind frei, fächern auf, und ihre Falten werden zu durchscheinend dünnen Rippen, Leitungskanäle für den Saftstrom aus dem großen Baumherzen. Doch das Gewicht des Blattes, gering zwar, ist viel zu schwer für den jungen Stiel; schon am andern Morgen hängen alle Blättchen kopfabwärts, nicht krank, nur ein wenig müde, anmutig dabei.

Wenn aber die Sonne scheint, leichter Ostwind weht, wippen die nach unten geneigten Blätter wie Gazeröckchen kleiner Tänzerinnen. Und weil über ihnen die braunen Schutzhäutchen zusammengeschrumpft sind, formt die Phantasie daraus Goldmieder für die grünberockten Buchen-Ballerinen.

Oft hat ein Baum gar zweierlei Blätter: die jungen grünen und steif raschelnde rote vom Vorjahr; denn manche Buche hält, wie die Eiche, das welke Herbstlaub auch im Mai noch fest.

Sonne und Regen in richtiger Verteilung kräftigen die schwachen Frühlingsblätter; aus Wurzel, Stamm, Zweig und Ast strömt ihnen Nahrung zu. Wie Vogelschwingen weiten sie sich, wollen keck sein, hoch hinauf. Prangt dann ein schöner Maientag, schweben die jungen Blättchen alle, gaukeln spielerisch über Ast und Zweig, grünen Schmetterlingen gleich im Sonnengold.

## Hirsche schauen mich an

Grauer Tag, doch ohne Regen. Der Förster hat in seiner Kanzlei zu tun; so gehe ich allein in den Wald. Das Sternenmoos, Freund der Nässe, quillt zu hohen, prangenden Polstern auf und wird vertrocknen, wenn die von mir ersehnte Sonne kommt. Da und dort treffe ich Lärchenstecklinge, geschützt zwar durch drei Holzlatten; dennoch sind einige der kleinen Kronen schon verbissen durch das nahrungsuchende Wild.

Seltsam stark, fast wehmütig ergreift mich heute der Daseinskampf in der Natur. Ich will zu den Stangeneichen, die schon erwachsen genug sind, um selbst ihre Zukunft zu meistern, gehe bergab, wieder hinauf, einen Hügelkamm entlang. Hier ist Stille; nur ein Fink ruft ‚schütt schütt', als hätte es noch immer nicht genug geregnet. Er ließ mich ganz nah herankommen an seinen Ast, strich dann herunter auf die Erde, flog hoch zum Nachbarbaum und erhaschte dort eben einen schüchternen Sonnenfleck im Wipfel. Das bißchen Wärme tut dem Vogel gut; er dreht seine schwarzen Augenperlen dem Himmel zu und flötet so hingebungsvoll, daß ich die Bewegungen der rot gefiederten Brust deutlich sehen kann.

Aber es trübt sich schon wieder ein; die Luft dunstet, macht mir schweren Atem. Geh langsam, laß Muskeln und Gedanken locker; jetzt bist du ganz allein mitten im lichten, hohen Eichenwald! Wie ein dunkles Beduinenzelt ist zwischen die Kahlheit dieses Stangenreviers ein Fichtenbestand eingesprengt; schwarzgrün und fremd wirken die Nadelmäntel, gehen in Girlanden hinunter bis zur Erde.

Plötzlich kräuselt eine blaue, dünne Luftsäule senkrecht über den Fichten, wesenlos und nicht erklärbar, trotzdem ich die Tatsache sehe. Nässe? Dampf? Rauch? Ich rieche nichts; aber dort am Boden glüht es rot; gelbe, kleine Flammen züngeln; jetzt höre ich auch das Knistern brennenden Holzes: Feuer!

Schnell darauf zu, löschen! Doch während ich mich gebückt unter den tief herabhängenden Nadelzweigen durchmühe, schält sich eine Menschenform aus der Dunkelheit, ein reglos hockender Mann wird erkennbar und grüßt. Der Holzfäller verzehrt sein Vesperbrot, wärmt den mitgebrachten Kaffee in einer Blechkanne.

Wir unterhalten uns, indes mein Auge sich am farblichen Reiz erfreut: rote Glut, blauer Rauch und die Sattheit der grünen Nadeln. Es riecht gut nach Feuer und nach Baumharz.

Solch unvermutete Begegnung mit Menschen lenkt ab; man braucht einige Zeit, um sich wieder in die Waldstille einzufügen, Bestandteil des Naturganzen zu werden. Aber wo bin ich denn? Aus welcher Richtung kam mein Weg? Weder Sonne noch Sternbilder stehen am Himmel; Pfade gibt es nicht mitten im Forst. Links, rechts, vorn, hinten, überall ist Wald, begrünter Buchenwald und kahle Eichenstangen.

Ich habe die Orientierung verloren durch meine Löschhatz zu den Fichten. Nun muß mich das Raumgefühl leiten; ich gehe eben hinein in den offenen Waldsaal, Schritt für Schritt über roten Raschelteppich. Was kann geschehen? Schlimmstenfalls werde ich das Mittagessen versäumen, fünf oder sechs Stunden marschieren müssen, bis ich an einen Bauernhof, zu einem Forsthaus komme. Oder soll ich rufen, damit mich der Waldarbeiter hört?

Ich mag hier nicht schreien. Es ist schön, so leer zu gehen und so still. Ein schwarzer Vogel hüpft vor mir her; bewege auch ich mich im Zickzack, wie er? Rückwärts schauend, stelle ich fest, daß meine Spur eine ganz gerade Linie pflügt durchs welke Laub. Weiter, ohne Hast; es gibt ja überall etwas zu entdecken, am Boden und in den Sträuchern. Plötzlich schrecke ich zusammen; schräg links entsteht Geräusch. Fernglas an die Augen! Bedächtig, doch ohne Scheu kommen aus dem lichten Wald große Tiere hervor, grau-

braun mit gelben Spiegeln, schwer und stark. Haben sie den Menschen gesehen, der zwischen zwei Bäumen, grün verhüllt in seinen Mantel, wartet und staunt?

Unbeirrt ziehen die Hirsche heran, einer hinter dem andern, und schneiden etwa dreißig Meter voraus die Richtung, in der ich weiterziehen wollte. Der Wind kommt von ihnen, schützt mich vor Entdeckung. In gleicher Höhe mit meinem Standort dreht die vorderste Hirschkuh den Kopf, sieht mich an, und jedes der nachfolgenden Waldgeschöpfe tut das gleiche, ohne dadurch den Weitergang zu verzögern oder zu beschleunigen. Feierlich ist dies Geschehen, so traumhaft, daß ich die Wirklichkeit selbst dann noch nicht begreife, als jene großen Hirsche schon ganz klein geworden sind im Weiterwandern durch den hellen Wald.

Schließlich setze auch ich mich wieder in Bewegung und komme nach zweidreiviertel Stunden unmittelbar zum Forsthaus Aurora. Der Hausherr brummt, als ich beim Kaffee von meinem Abenteuer erzähle. „Sie haben Glück gehabt. Nach zwei Richtungen hätten Sie je anderthalb Tage laufen können, ehe Sie auf eine menschliche Siedlung gestoßen wären. Wir sind ja hier mitten drin im wilden Wald!"

Ich höre seinen Vorwurf kaum; auf jeder Pore meines Gesichtes brennt noch immer der Blick aus großen, traumhaft sanften Tieraugen.

## Als dann die Sonne endlich kam...

Gestern nacht fror der dünne Mond als Sichel handbreit über dem Wald. Ich stand gegen halb drei Uhr auf, um nach dem Wetter zu sehen: beißende Kälte. Eine Eule schrie, langgezogen und kreischend.

Zwischen fünf und sechs Uhr war ich wieder am Fenster. Das ganze Wiesenland blinkt weiß von Reif, die Sonne kämpft mit schweren, zackigen Wolken; wechselweise kommt die nickelgrelle Scheibe aus dem Dunst und wird wieder verschluckt; das Ringen dauert vom Morgen bis zur Mittagsstunde. Kalt ist der deutsche Frühling und trüb, so notiere ich melancholisch.

Aber mit dem Glockenschlag vier Uhr setzt die endgültige Aufklärung ein. Herrgott, ist das schön; blauer Himmel und strahlende Sonne! Vorwärts, hinaus in den Spessartwald!

Immer neue Berghänge, neue Buchenhalden, junggrün in den Zweigen, rötlich am Boden, weil das Unterholz noch fehlt. Über den Wipfeln schwimmt der Gesang der Vögel: hallende, weittragende Finkenrufe, das Meisengesirr, dunkles Taubengurren, jubelnde, betörende Amselakkorde, – eine Welt, die oberhalb der unsrigen tönt, Lebensbejahung ist und dankbare Freude.

Aber auch hier unten leuchtet Schönheit, wohin ich sehe. Blumen blühen an den Rainen, die blauen Glocken vom Immergrün, Gänseblümchen, wilde Veilchen und Löwenzahn; überall grüßen winzig kleine, schön geformte Erdbeerblätter. Ein Sternenfeld lockt von weitem schon: die Waldwiese ist mit Anemonen übersät; man muß sich niederbeugen, möchte beglückt jede einzelne Blüte betrachten.

Am Rand der Waldstraße stehen hohe, ernste Lärchen, deren Zweige schön ausschwingen, feierlich, wie die Arme alter Kirchenleuchter. Das Filigrangeäst dieser lichtbedürftigen Koniferenart wird zuweilen ganz umsponnen von schimmlig weißen Algen. Dennoch sprießen jetzt die jungen Nadeln überall wie Rauhreifkristalle hervor, besonders an den unteren Zweigen. Der Frühlingstrieb beginnt ja bei sämtlichen Bäumen nicht oben am Wipfel, sondern in der Nähe der Bodenwärme.

Ich mag diese Lärchen sehr, betrachte sie täglich voll Erwartung, zwischen den weichen, grünen Nadelrosetten auch eine Blüte zu finden. Für gewöhnlich gelingt dies schon Ende April; in diesem Jahr sah ich noch keine.

Heute endlich entdecke ich im Näherkommen das rotviolette Leuchten. Die weibliche Blüte ist der Form nach schon ein Zapfen, aber noch ganz weich und elastisch. Viele hundert länglich schmale, rote Häutchen schmiegen sich zu dieser Blüte zusammen; Sonnenwärme öffnet den Kelch; die gelbe männliche Blüte schüttet Samenstaub darüber und dann verdickt sich das Ganze, reift im Sommer, läßt im Herbst die Segelschiffchen der Fruchtbarkeit herunterschwimmen und verhärtet sich zu einem echten Zapfen, so wie der vorjährige, der wenige Zentimeter entfernt holzigbraun auf dem gleichen Ästchen sitzt.

Im Naturschutzgebiet wuchten sechshundertjährige Eichentürme in die Luft; Buchen stehen dazwischen, und mancherlei Buschwerk wächst von unten nach mit lichten Blätterschirmen. Dem Forstmann ist diese natürliche Aufforstung sehr erwünscht; denn sonst würde unter den alten, hohen Laubbäumen, die ihrer breiten Kronen wegen weit auseinander stehen, der Waldgrund viel zu grasig werden.

Wie greift doch hier das eine organisch ins andere! Der Geheimrat, dem unser ganzes Revier untersteht, hat mir erzählt, daß man in gekachelten Laboratorien bestrebt sei, die Weisheit der Natur, ihre Geheimnisse und die ursächlichen Zusammenhänge allmählich zu ergründen. Man weiß heute analytisch-empirisch um den Vorteil der Eichen- und Buchenvermischung im germanischen Urwald. Das Eichenblatt, stark säurehaltig, legt sich im Herbst ganz flach an den Boden, schließt die Erde luftdicht ab. Das Buchenlaub hat viel Kalksubstanz, entsäuert den Boden, bleibt wellig und läßt Entlüftung zu.

Aber wir wollen nicht Gelehrsamkeit betreiben; wandern wir weiter durch den besonnten Wald!

Eine Schlucht führt jetzt steil hinab; schräg stehende Jungbuchen wölben einen lichten Dom über den Weg, einen schwingenden Bogen aus grünem Glanz. Im Talgrund sind Wildschweinsuhlen, Morasttümpel; der rote Lehm ist fast metertief aufgewühlt, und in den Pfützen steht lachsfarbenes, wild leuchtendes Wasser. Gleich daneben sehe ich zwei Malbäume, ohne Rinde, glatt poliert und mit hellgrauem Schlamm überzogen vom Geschupper der großen Bachen und der wehrhaften Keiler.

Ein Rehbock springt plötzlich hoch, lauscht, zögert, dreht den Kopf; sein Gehörn ist schon beinahe blank gefegt. Jetzt hat er einwandfrei unsre Menschenwitterung; die Beinmuskeln straffen sich, vorwärts zu stürmischer Flucht! So schön habe ich das elastische Federn kaum je gesehen; über Stein und Bachlauf fliegt der Bock hinweg, wippt mit gewaltigem Weitsprung in die grüne Dickung hinein.

Wir sind nun ganz unten auf der Talsohle; hier spürt man noch immer die feuchte Kälte der Regenzeit; auch ist es recht dämmerig zwischen den eng

stehenden Fichten. Plötzlich erschrecke ich: Feuer am Boden? Flammendes Gold? Nein, über dem saftig dunklen Moos brennt gelbgefleckt ein großer Feuersalamander, unheimlich leuchtend in der reglosen Waldeinsamkeit, Hüter der Stille, vielleicht gar ein verwunschener Drachengeist.

„Schwarzwild wäre mir lieber", sage ich zum Förster, als wir die Buchenlehne wieder hinaufgehen, um dort oben noch ein wenig von der Sonne zu haben. „Wie verhext, niemals treffe ich . . ." Rippenstoß; der Förster hat das Fernglas vor den Augen, sein Arm deutet über das Tal hinweg zum jenseitigen Hang. Dort, vielleicht hundertfünfzig Meter über uns, bewegen sich im roten Laub vier dunkle Flecken. Triëder eingestellt! Wahrhaftig, Sauen ziehen gemächlich bergan: eine tiefgestellte, schwere Bache mit zwei vorjährigen Jungtieren (Überläufer genannt), und hinterdrein tappt, schwer wie ein Bär, massig, ein besonders starkes Stück — der alte Keiler?

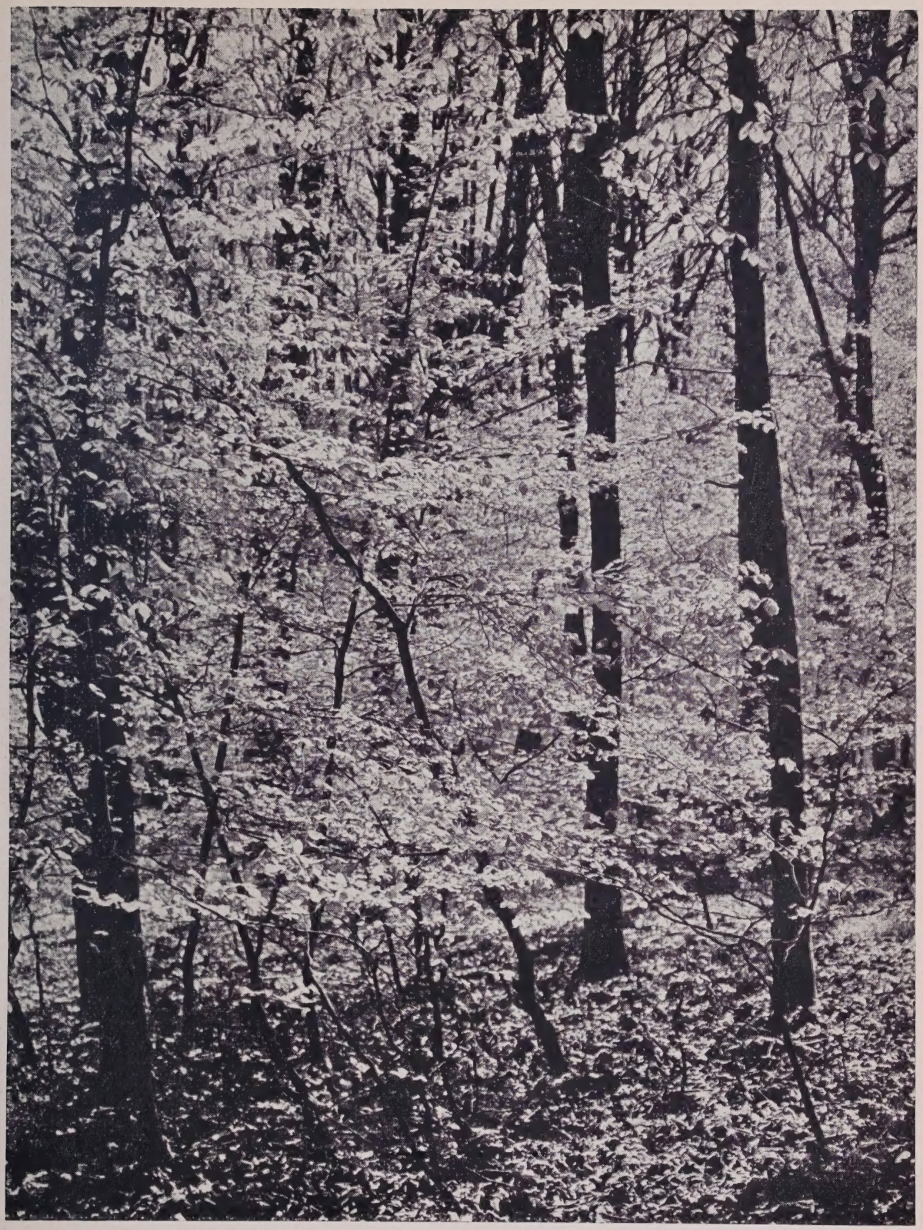
Genau können wir es nicht bestimmen; ich bin auch zu sehr aufgeregt durch diesen Anblick. Nun sah ich also zum erstenmal im Spessart die schwarzen Urwesen der Wälder, klein zwischen den hohen Stämmen, Schatten nur im Buchensaal. Zwecklos, ihnen nachzulaufen; wir holen sie nicht ein, bevor es dunkel wird. Und wir haben auch einen weiten Heimweg, müssen vier Schluchten überqueren, achtzig Meter hoch, hundertzwanzig in die Tiefe, erneut hundertfünfzig bergan, kreuz und quer, ohne an ein Haus zu kommen. Es ist nicht anders in diesem menschenleeren Wald.

Der Himmel wird schon abendlich blaß; die lichten Töne dunsten zu ockergelb, werden grau, ganz dunkel. Dieses Einschlafen der Natur, das allnächtliche Lautloswerden beglückt, weil schließlich doch der Polarstern leuchtet, einen neuen Tag verheißt durch seine Ewigkeit.

Der Förster erzählt vom Großvater, der — ein einfacher Wildhüter — mit fünfundsiebenzig Jahren blind wurde. Jeden Morgen mußte ihn die Schwiegertochter in den Wald führen; dort saß der blinde Mann auf einem Bänkchen, summte vor sich hin und war glücklich bis in sein einundneunzigstes Jahr. „Wenn man den Wald rechtschaffen lieb hat, sieht man ihn auch mit toten Augen", sagt mein Führer, leise, doch überzeugend in die Dunkelheit unseres Heimwegs.

*Die Waldwiese ist mit Anemonen übersät*

*Frisch benadelter Lärchenzweig mit Blüte und vorjährigem Zapfen*



*Jungholz, Buchenbüsche mit lichten Blätterschirmen*

*Der blühende Kirschbaum ist tief verschneit — Eisheiligenwerk!*

## Schnee über Blüten; — boxende Rehböcke

Die Eisheiligen sind zu grimmigen Scherzen aufgelegt. Nach einem farbig glühenden Sonnenuntergang erfüllt die Nacht ein böses Brausen, und als der Morgen kommt, zeigt sich die Natur seltsam verwandelt. Aus Frühling wurde Winter; der wilde Kirschbaum, gestern noch zart wie eine japanische Tuschzeichnung im weißen Blütenflor, ist überladen von Schnee, dick bepackt mit Flockenhauben. Weiße Bürde des Winters will den weißen Frühling erdrücken! Das dunkle Geäst sticht bizarr gegen den leuchtenden Himmel, die Schneekristalle funkeln über den Kirschblüten, schleudern kleine, blaue Blitze aus. Wir wollen sehen, was in ein paar Stunden aus dieser nachwinterlichen Überraschung geworden sein wird; man soll die Kraft der Maisonne nicht unterschätzen!

Um drei Uhr nachmittags weiß die Welt wirklich nichts mehr vom Schnee. Ich bummle durch hochstämmiges Fichten-Altholz, schleiche am plätschernden Waldbach entlang, leise, denn ich will bei der Schneiderswiese ansitzen, einem kleinen Grasstück mitten im Wald. Schon sehe ich die grüne Fläche durchschimmern; vorsichtig, langsamer gehen . . . die letzten vierzig Schritte sogar gebückt.

Zwei braune Flecken sind mitten auf der Lichtung; Rehgeiß und letztjähriges Kitz. Beide beinahe gleich groß, das Kind nur noch zierlicher im Gebäude, mit einem ganz fein gedrechselten Köpfchen. Vertraut äsen sie, unbesorgt, fast wie Schafe auf der Weide. Ich lehne halb verdeckt an einem Baumstamm, indes die Rehe allmählich zu mir herüberwechseln, und erkenne auf vielleicht sechzig Gänge jede Einzelheit ihrer Körper, das hoch gestellte Ohr, den beobachtenden Blick der dunklen Augen, die naß verklebten Haare ihres Fells.

Plötzlich wirft das Muttertier den Kopf steil auf, die Sprunggelenke sind bereit; schon saust gewarnt das Kitz davon. Auch ich höre Geräusch am jenseitigen Waldsaum; gleich wird der Frieden gestört sein. Aber die Ricke steckt bereits ihr Gesicht wieder ins Gras, zupft da und dort junge Halme

ab, trotzdem das Knacken immer deutlicher wird; und wenn das Tier gelegentlich doch hinüberblickt, so ist es einwandfrei Neugier, keine Angst.

Ich begreife nicht; längst müßten die Rehe geflohen sein; das Geräusch ist schon zum Lärmen angewachsen. Was geschieht dort drüben? Reisigsucher können es nicht sein, wildernde Hunde auch nicht, selbst Sauen schrecken die Rehe auf; — jetzt: — ein dunkles Etwas saust aus dem Wald, schnellt hoch, flitzt auf die Wiese; ein zweites, ähnliches Wesen folgt; man könnte glauben, braune Gummibälle wippten auf und ab.

Es sind zwei junge Rehböcke im Spiel! Sie jagen sich, treiben weite Bögen durchs Gras, sausen mit schnellster Kraft dicht an der Ricke vorbei, die voll Mutterwürde stehen bleibt, während sich das Kitz im gleichen Augenblick ein wenig zimperlich ins grüne Gras bettet. Wie ein Häslein sitzt es da, nur seine Ohren spitzen über die Halme; manchmal sehe ich auch den schwarzen Nasenfleck, dann nämlich, wenn das Haschespiel der beiden Großen sich verwunderlich weit entfernt hat und man wissen möchte, ob nun endgültig wieder Ruhe auf der Schneiderswiese sei.

Ja, die Böcke verschwinden im Wald. Aber weil er aus hohen, alten Buchen besteht und noch ziemlich unterholzlos ist, sehe ich mit Hilfe des Fernglases tief hinein in seine Halle, verliere die beiden Springer nicht, die wie braune Schatten über der rostroten Laubdecke stehen, ganz ruhig, vielleicht zehn Schritte auseinander. Der eine schnuppert am Boden; der andre stößt spielerisch gegen ein junges Birkenbäumchen. Plötzlich schlagen sie beide zu gleicher Zeit mit den Vorderläufen, scharren und stürzen aufeinander los; o weh, nun müssen sie zusammenprallen.

Nein! Als ihre Nasen sich beinahe schon berühren, spritzen die beiden Körper senkrecht hoch; wie Zirkuspferde stehen die Rehe für Sekunden auf den Hinterbeinen; Hals, Kopf, die spitzen Gehörnstangen aufgereckt . . . Dann tanzen sie jäh zur Seite, der eine nach links, der andre nach rechts, umkreisen sich, scharren wieder im Laub und sind völlig uninteressiert aneinander. Der Vordermann äst harmlos; doch als sein Bruder ihn hinten anspringt, dreht er sich in Sekundenschnelle um und fängt den Stoß mit tief gesenktem Kopfe auf.

Tänzerisch ist dieses Spiel, Überschuß an Lebenswillen!

Zwar werden Briefe nach ‚Aurora' nur viermal in der Woche bestellt; aber weil der Posthalter heut mit seinem Ochsengespann in den Wald gefahren ist, um Streu zu holen, hat er mir die Einschreibesendung außertourlich mitgebracht, und so mußte ich während der ganzen Nacht Korrekturen lesen.

Das heißt: zwischen eins und zwei Uhr rückte ich vom Schreibtisch aus; zuerst erschien alle Umwelt schwarz, dann fing die Wiese vor dem Haus milchig zu schimmern an, der Wald baute dahinter eine feste, dunkle Wand, und über den Wipfeln tönte der Himmel graugelb auf. Ganz oben dunkelte die Kuppel, wurde samten und füllte sich mit Sternen, mit großen zuerst; aber immer neue entdeckte mein Auge, viele tausend goldene Sterne.

Welch ein Kontrast nach den sturm- und regengepeitschten, rauhen Nächten! „Die Korrekturfahnen können eine Stunde liegen bleiben", so beschwichtige ich mein Gewissen und ziehe hinein in den Wald, blicke durch die krausen, schwarzen Gitter der Bäume auf den Mond, sehe über die breite Heerstraße ins andere Revier, das seine hohe Fichtenmauer eingangverwehrend auftürmt und folge schließlich dem gewundenen Pfad zum Futterhäuschen. Dabei komme ich aber auf einen Schattenteppich, so schön gewirkt vom Mondenlicht in Kreisen, Flecken, Kanten und Arabesken, daß ich zögere, darauf zu treten. Ich sehe mir das fast plastische Gebilde lange Zeit an, kehre um, arbeite weiter am offenen Fenster, obwohl mir vielerlei Nachtgetier summend um die Lampe fliegt. Keine Zigarre mehr; unvermischt soll die würzige Wärme der Luft in meine Stube strömen!

Hat nun diese Nachtluft mich so müde gemacht oder das Suchen der Druckfehler? Ich mag heute morgen nicht fortgehen aus der Försterei, sitze noch immer am unabgeräumten Frühstückstisch im Gartenhäuschen, schaue durch das Blütenmeer der Obstbäume hinauf zum blauen Himmel, der ganz zarte Schleier flattern läßt von links nach rechts.

Doch – ich bin gar nicht müde; nein, ich muß trunken sein vom nächtlichen Erlebnis. Oder lähmt mich das Prangen dieses helleuchtenden Tages, die Fröhlichkeit des Wachstums, das Sprießen überall? Mag Gorny heute allein photographieren gehen; ich werde in Faulheit schwelgen und in Sonne! Aber zuvor soll meine Haut ihre besondere Freude haben. Schnell schleppe ich aus der Waschküche den Holzzuber in den Wirtschaftshof; eine mitleidige Seele findet sich, die mich mit Brunnenwasser übergießt und dann plansche ich, laut pfeifend und jauchzend, bis ein neugieriger Gockelhahn über den Zaun sieht. Badehose her, Gesicht einfetten, hinaus in die Sonne!

Schlendern wir nun behaglich durch den Gemüsegarten, nicken dem Flieder zu, den beiden Kastanienbäumen mit ihren eitlen Blütenkerzen, grüßen wir alles, was da grünt! Die Lattentür knarrt in den Angeln: vor uns breitet sich die Wiese aus, vierzig Meter im Quadrat, nach drei Seiten vom Wald eingehegt, licht- und farbenüberschüttet.

Schöner kann's auch im Paradies nicht sein! Weiß, blau, rot und gelb, golden glänzt Blume bei Blume im grünen Gras; aus ihrer Buntheit schweben liebliche Düfte hoch von allen Seiten; unbestimmbar erst, stärker jetzt, wohlbekannt. Am Zaun entlang blühen viele hundert kleine Veilchen, wirklich im Verborgenen, zugedeckt vom verschwenderischen Übermaß der andern Blumen.

Überreif tragen die Anemonen schon den Edelstein der Befruchtung in ihrem Herzen. Wie wart ihr bekümmert während der Regenzeit, weiße Sternblumen! Sonnensüchtig hingen eure schmalen Glöckchen am Stiel; macht bloß die Flügelblätter alle breit! Auch ihr andern, die rötlichen und die lila Blumen, schwarz gestreifte, winzige und prunkende – wilde Stiefmütterchen, Margueriten, Immergrünblüten, goldtropfender Löwenzahn und Schlüsselblumen; alle dürft ihr schwelgen im verschwenderischen Licht! Selbst du, die du wie eine Wächterin abseits stehst, sorgsam auf das Wohl der kleinen Geschwister achtest; es geschieht heute dem blühenden Büschel nichts zwischen den beiden Stämmen unserer Esche. Alle wollen wir uns der Sonne preisgeben; ich strecke mich lang ins Gras, breite ein Tuch über meinen Kopf und lasse mich durchglühen, bis jede Pore sich öffnet in seliger Himmelswärme.

Als nachmittags Gorny von seiner Photojagd zurückkam, sind wir gemeinsam auf der Wiese spazieren gegangen, viele Male hin und her, vom Kirschbaum, dessen weißer Blütenschaum das Forsthaus fast ganz verdeckt, bis zur Silberpappel, in deren Krone jedes Blättchen schimmert wie Perlmutt. Wir gingen immer im Geviert des Blumenteppichs, und nach einer Weile sah ich unsere Spur als blaue Schattenbahn aufgeprägt dem Gras, feuchtdunkler Streifen jetzt, poliertes Silber dann, je nach der Beleuchtung. Ein kleiner Wind weht; er wird die zertretenen Halme bald wieder aufrichten, so wie der Frieden der Seele alle Falten glättet, die das Leben in unser Antlitz schreibt.

Aber der Tag ist noch nicht in Harmonie vollendet. Um sieben Uhr ballen sich weiße Wolken zusammen, werden bleigrau und schwer. Meine Haut friert nach so viel Sonnenwärme; Abendtau näßt meine nackten Füße. Wir müssen Kleider und Schuhe anziehen; denn wir wollen schnell hinauflaufen zum Kahlschlag der Höhe, dort den Kampf im Himmelsraum beobachten.

Wilde Wolkenpferde bestürmen den frühen Mond, überwältigen ihn und verschlucken sein Licht. Eine Minute später hat er sich wieder durchgerungen, steht frei im klaren Firmament; doch schon erstickt ein graugelber Hof diesen letzten Triumph – endgültig vorbei!

Vorbei auch die Stille, der Frieden in der Natur. Sturm heult, geißelt die Waldbäume, bis sie ächzen. Kommt ein Gewitter? Es ist garnicht schwül; im Gegenteil, Kälte steht plötzlich über dem Hohen Spessart. Die Wolken jagen rasend schnell hinunter in die Mainniederung; ich will jetzt ein paar Stunden an dem Schreibtisch sitzen; vielleicht können wir in der Nacht noch einmal den Wald besuchen.

Um elf Uhr ist der Himmel wieder hoch und wolkenfrei. Gorny und ich gehen erlebnishungrig hinein ins Revier. Linkerhand stehen alte Fichten, die nur hoch oben im Gipfel benadelt sind, schlanke, schwarze Masten. Sie stoßen in unwahrscheinlichen Fernen an das Wipfeldach, durch dessen Lücken da und dort der Himmel sichtbar wird. Zwischentöne gibt es nicht; nur tiefes Schwarz und weiße Helligkeit.

Ganz anders auf der Buchenseite! Hier ist bläulich wogender Dunst, tief gestuft mit grenzenlosen Perspektiven. Man hat das Gefühl, der Wald höre nimmer auf; man sieht keine Konturen und keine Kanten, vermutet barocken Überfluß der Form, tropische Üppigkeit. Plötzlich gleißt eine goldene Lichtinsel zusammenhanglos im weichen Grau, flimmert und ist bereits wieder verschwunden. Dafür hat ein dicker Baumstamm jäh einen Glanzlichtstreifen. Der Mond spukt, läßt neben mir den Buchenzweig lebendig werden, ganz hinten einen vermodernden Stubben aufstehen als gespenstisches Tier.

Dennoch kommt keine Ängstlichkeit hoch in uns Menschen; voll milder Süße ist der Zauber dieser Nacht. Wir atmen im Dom der Buchen die aufgespeicherte Sonnenwärme ein und die Wohlgerüche tausendfältigen Pflanzenlebens, fühlen mit jeder Schwingung unserer Seele, daß nun der Vorsommer eingezogen sei. Alles Wachstum ist voll entfaltet; dies sagt uns gerade die Stille der Nacht, und wir spüren darüber auch schon die Reife, die alsdann kommen soll. Kein Lebewesen kann sich vom ewigen Kreislauf lösen; gebunden sind wir in uns selber; das ist ein Fluch und kann auch unsere Gnade sein.

Ich mußte ein schmales, junges Bäumchen anfassen mit allen Fingern, um nicht die Wirklichkeit zu verlieren. Bläulich weißes Mondlicht spielt in seinen Zweigen. Aber das Mondlicht ist ja nur ein einsamer Traum, kommt aus der kalten Unendlichkeit des Raumes als Rückspiegelung des Sonnenleuchtens. Die Sonne allein gibt uns Leben, spendet Kraft und Wärme dem Tag, und in der Nacht erblüht durch sie das Feenreich der Mondlichtträume.

## Dreierlei Arten, den Spessart zu erleben

*Die erste, nur bedingt zu empfehlende*: von Frankfurt nach Würzburg führt eine alte Handelsstraße; quer durchschneidet sie den Spessart. Die Entfernung zwischen diesen beiden Städten beträgt etwas mehr als hundert Kilometer, und ziemlich genau in der Mitte liegt jenes Wirtshaus, das durch Wilhelm Hauff berühmt geworden ist, das ‚Wirtshaus im Spessart'.

Hier kehrte ich manchmal mit dem Förster ein, und hier lernte ich die Mentalität des modernen Menschen kennen, insonderheit die des städtischen Autofahrers. Niemand fürchte, daß ich mich nun als Autofeind entpuppe; im Gegenteil, auch ich fahre einen Kraftwagen, weiß die Vorzüge dieses neuzeitlichen Verkehrsmittels wohl zu schätzen. Aber ich muß einmal bekennen, wie leid mir diese Sport- und Herrenfahrer tun, weil die meisten sich sinnlos selber um Genüsse des Lebens betrügen.

Da kommt eben ein Trupp in die Wirtsstube. Kaffee wird bestellt und eine Auswahl Ansichtspostkarten; man ist ja an historischer Stätte. Fünf Minuten später liegen die Landkarten ausgebreitet auf dem Tisch, und nun höre ich wieder das immer gleiche Gespräch: „Nach Würzburg neunundvierzig Kilometer, eine Stunde also; wollen wir von dort nach Nürnberg weiter, nach Bamberg, oder übernachten wir in Bayreuth?"

Verehrte Zeitgenossen, Sie befinden sich mitten im schönsten Laubwald unserer Heimat. Es ist Mai!! Weshalb hetzen Sie? Bildet Minutenschinden, Kilometerfressen, das Besiegen des Raums Ihr einziges Reisevergnügen, den Inbegriff Ihrer Ferienseligkeit? Sehen Sie sich doch einmal diese Heerstraße an, die durch den Wald führt! Gewiß, sie ist Ihretwegen geteert worden, glatt gewalzt in allen ihren Schwingungen hügelauf und hügelab; doch diese Straße hat hundertjährige Vergangenheit. Ich kann Ihnen mehrere Gedenksteine zeigen von Postwagenberaubungen; gleich kommen Sie an einem vorbei, der erzählt, hier sei vor neunzig Jahren ein Handelsmann durch Räuber erschlagen worden; viele Kriegsheere zogen diese Straße; wer weiß, vielleicht sind auch schon die Legionen Cäsars über diesen Boden marschiert!

Aber Sie sind bedauernswerte Sklaven des Gashebels, Sie sehen ja nichts auf Ihren Motorrädern und in Ihren offenen Cabriolets. Vom frühesten Morgen, fortdauernd durch den ganzen Tag, selbst in der halben Nacht knattert es und faucht auf dieser ehrwürdigen, wundervollen Straße. Und wenn ich die Menschen in ihren Vehikeln betrachte, stelle ich kopfschüttelnd fest, daß sie sich alle hinter ihre Windschutzscheiben ducken, die Damen meist Tücher und Schleier vors Gesicht halten, weil sie die Zugluft bei solch rasender Fahrt über Höhen und Täler ja ohnehin blind macht für die Umwelt.

Armer Spessart, arme Menschen! Jedes Automobil kann auch mit zwanzig, selbst mit fünfzehn Kilometer Geschwindigkeit fahren, kann sogar angehalten werden mitten im Wald. Denn – vielleicht ahnt Ihr es – links und rechts von Eurer Sausestraße ist unverdorbenste, ganz romantische Natur. Ihr könnt Euch da an einen Baum lehnen, hinaufsehen in seinen Wipfel; vielleicht bemerkt Ihr dann irgendwo am Stamm eine kleine Schnecke. Sie hat sich am Morgen vom Heidelbeergestrüpp aus hochgerichtet zu ihrer weiten Reise, wird wohl den Tag und auch die Nacht gebrauchen, um oben am Gipfel anzukommen; zeitig genug, damit sie morgen früh ein Vogel verspeist.

Oder, wenn Euch dies ein allzu realistischer Vergleich ist, beobachtet die braunen Eidechsen, die raschelnd durchs Laub huschen, so eilig im Verhältnis wie Ihr Automobilisten. Aber sie nehmen sich wenigstens die Zeit, zwischendurch eine Weile stillzustehen; dann sehen sie mit ihren winzigen schwarzen Perlenaugen den großen Menschen an und huschen wieder weg.

*Die zweite und, wie ich glaube, die richtige Art*: wenn immer man sich, auch nur für Stunden, freimachen kann von der Großstadtarbeit, man steure seinen Wagen bis zu irgendeiner Garage *am Rand* des Waldes, ziehe endgültig den Zündschlüssel ab, vertraue sich seinem Eichenstock an und den gut besohlten Stiefeln, vergesse auch nicht einen Regenmantel im Rucksack. Man kann zur schönen Jahreszeit sogar mitten hinein fahren in den Wald, das Auto dort anhalten, wo die Natur am schönsten lockt, aus dem Fahrzeug ein Hotel machen, oder zumindest ein garnicht unbequemes Biwak. Doch das Wesentliche, der Jungborn für uns Menschen des nervenmordenden zwanzigsten Jahrhunderts ist und bleibt die Fußwanderung, das Gehen über Moossteige, die kein Wagenrad befahren kann.

Sieh Dir die Blume an im Gras, den Schmetterling, betrachte eine Meise, die sich auf dem äußersten Fichtenast die Flügeldecken glättet, das Blatt in Deiner Nähe und den fernen Hügelzug! Wenn der Waldboden trocken ist, dann lege Dich der Länge nach auf die Erde, horche um Dich, rieche, fühle, schmecke das unverbildete Leben in der Natur.

*Die dritte Art*, den Wald zu erleben, ist eine Kutschfahrt mit dem Pferdegespann. Wenn man auch dadurch nicht in alle traumversponnenen Winkel

kommt, so läßt eine solche Fahrt doch jede Möglichkeit genußvoller Naturbetrachtung zu und erspart dem körperlich anfälligen Menschen die Ermüdung vielstündigen Wanderns. Ich bin einmal fast elf Stunden lang so durch den Spessart ‚gezockelt', bei leuchtender Sonne, unter strahlendem Himmel, vor mir das schwere braune Pferd und sein Schatten im unveränderten Bummeltrab. Wir bogen bald von der hupenschreienden, motorknatternden großen Straße ab, zwängten uns auf schmalen Pfaden hinein in den Wald, endlos hügelauf und hanghinunter. Kam ein zu steiler Weg, verließen wir den Wagen, damit der Gaul entlastet sei.

Man kommt natürlich mit einem Fuhrwerk viel weiter herum in großen Waldrevieren; aber am nächsten Tag schmerzten mich doch alle Knochen von der schüttelnden Fahrt, und – was mich anbelangt – ich bleibe seitdem meiner alten Methode treu, erlebe die Natur zu Fuß.

## Eine vierte Möglichkeit

Noch eine Reisestraße gibt es; sie wird unsern Schuhen immer verschlossen sein, unsern Fahrzeugen auch. Nur das Ohr weiß von ihrer Existenz; keine Steinbeschotterung stützt, kein Teer glättet sie; denn das Gelände jener Straße ist – der blaue Äther.

Zweimal in meinem Leben fand ich den Zugang!

*Zum ersten so*: ich hatte mich in einen Fichten-Jungbestand eingeschoben, lag unter den grünen Nadelschirmen, die zitterten und leise spielten im warmen Glanz der Sonne, sich auflösten zu fast überirdischem Waldweben. Da kam aus der Stille der braune Flötenton einer Amsel, lockend wie das Singen einer breiten, weichen Schalmei, und jedesmal, wenn der unsichtbare Vogel seine Strophe beendet hatte, antwortete von der andern Seite eine zweite Amsel, noch schöner, noch lieblicher und weicher. Mein Blick blieb gefangen im grünen Dachgeflecht der Fichtennadeln; dennoch sah ich die Straße, auf der sich das Singen und Lieben dieser beiden Vogeltiere glückhaft begegnete.

*Und beim zweitenmal war dies das Erleben*: Frühmorgens, gleich nach fünf Uhr, als die Automobilisten und die Motorradfahrer wahrscheinlich in ihren Städten noch tankten, ging ich über die Heerstraße zum Grenzdorf des Hohen Spessart, immer durch den Wald, folgte den Abwärtsschwingungen dieser schönen, großartigen Straße.

Holzfuhrwerke begegneten mir, von Kühen gezogen. Solche Wagen bewegen sich nur langsam, und meist laufen die Kutscher zu Fuß neben ihren Tieren. Es sind junge, gutgewachsene Bauernburschen mit erdverbunden schwerem, förderndem Schritt. Sie singen; singen den Kühen, dem Wald, dem Himmel, singen sich selbst ein Lied.

Weil die Straße wellenförmig steigt und fällt, auch Kurven macht innerhalb der großen Aufwärtsbewegung, höre ich den Sänger lange, bevor meine Augen ihn finden. So hat es den Anschein, als liefen die Töne allein durch den Wald, bewegten sich selbständig in der Richtung auf mich; dann sehe ich die Kühe, den Wagen, den Mann, seinen singenden Mund; aber indem mich die Wirklichkeit erreicht, entfernt sich schon wieder das Singen, tönt von dort, woher ich kam.

Und während ich weitergehe, klingt nicht nur jenes Volkslied verebbend hinter mir, sondern neues Tönen schwingt zugleich von vorne auf mich zu: ein zweiter Fuhrmann kommt, noch unsichtbar, seines Wegs; er flicht über den weich und lang hallenden Klageakkord hinter mir – hüpfende, lustighelle Pfeiftriller; so flutet ein unharmonisch-harmonischer Zwiegesang hin und her; die Luft selber tönt und baut im Tönen eine Himmelsstraße über mich stummen Wanderer. Man könnte auch sagen, der Spessart selbst sei tönend geworden im Glück dieser Morgenfreude.

Als ich dann mit dem Pfarrer zu Mittag aß, erzählte er mir von seinem Mesner. Das sei ein frommer Mann; aber jedes Frühjahr bekomme er seinen ‚Rappel'. Immer die gleiche Erscheinung seit vielen Jahren: durchbrennen in einer Frühlingsnacht, zerknirschte Rückkehr zu Sommerbeginn! Jetzt ist er seit vier Tagen wieder verschwunden, tippelt irgendwo über die Landstraßen, läuft ziellos hinein in den Wald. Die Spessartbauern sagen, der

Mesner habe eine tolle Veranlagung; wahrscheinlich brenne er auch im Himmel droben dem Petrus noch durch.

Ich höre mir die Erzählung des Pfarrherrn schmunzelnd an, sage etwas von der ‚Wanderseligkeit', die ich gut verstehen könne. Aber für mich denke ich, eben dieser Mesner werde vielleicht einmal jene Straße finden, auf der die Vogelstimmen reisen und das innige Volkslied.

## Ziel und Anfang

Endlich will ich auch das Naturdenkmal des Spessart beschauen, die ‚tausendjährige' Eiche. Können Zahlen besondere Werte schaffen? Was bedeutet es, wenn ich weiß, der Durchmesser dieses Baumes beträgt sechseinhalb Meter, sein Wipfel steilt siebenundzwanzig Meter hoch hinauf?

Ich habe schon dickere Eichenstämme gesehen und machtvollere Kronen. Schlagworte mag ich nicht, hasse die billigen Stoßseufzer: „Was könnte solch ein Baum erzählen . . ." Lieber gehe ich ganz nah an die Borkenwelt heran, befühle den Wulst der graubraunen Rinde, blicke in ihre tief gefurchten Einschnitte. In diesen Schründen sind Siegel und Narben uralter Vergangenheit festgehalten, Moos webt die Decke des Vergessens darüber, und ganz allmählich steigt mein Blick nun aufwärts, findet Beulen und Kuppen auf dem Stamm, bis dieser sich – schon fern von unserer Menschenwelt – in drei Hauptäste lockert, aus Knorren und Knicken die himmelhohe Krone aufstellt. Fast baumstarke Zweige verschlingen sich dort zu gigantischen Hieroglyphen, werden umspielt vom Schnörkelwerk der äußeren Ästchen. So erlebe ich die Eiche in ihrer alten Kraft und ewig jungen Schönheit!

Während die Buchen der Nachbarschaft schon völlig begrünt sind, sprießen aus der ‚Tausendjährigen' erst einige winzige, noch ganz verschrumpfte Blättchen. Aber draußen am Pirschsteig grüßt mich ein Eichenbusch; er reckt sonnenhungrig seine dünnen Zweige schräg über den Weg, und hier sehe ich nun das frischgeschlüpfte, eben vollkommen gewordene Eichenblatt, beglänzt vom Tau, flimmernd in Saft und Zukunftsstärke. Ein Anfang grüßt

mich, der Beginn einer Eiche, die an ihrem Ende den Ablauf des dritten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung wohl erleben könnte.

Ich lagere mich vor dem Eichenbusch, und nach einer Weile summt eine junge, vorzeitige Biene heran, ruht auf meinem Handrücken aus, fliegt bodenabwärts weiter zu einem Haufen kleiner Schottersteine. Neugierig folgt mein Blick – was gibt es dort zu suchen?

Zypressen-Wolfsmilch wächst empor. Auch der Schachtelhalm zwängt seinen glasigen Stiel aus der Steinöde, rot behaucht, geschmückt mit schwarzen Ringbändern; oben, da wo die Biene eben landet, verdickt sich schon die Blütenkeule.

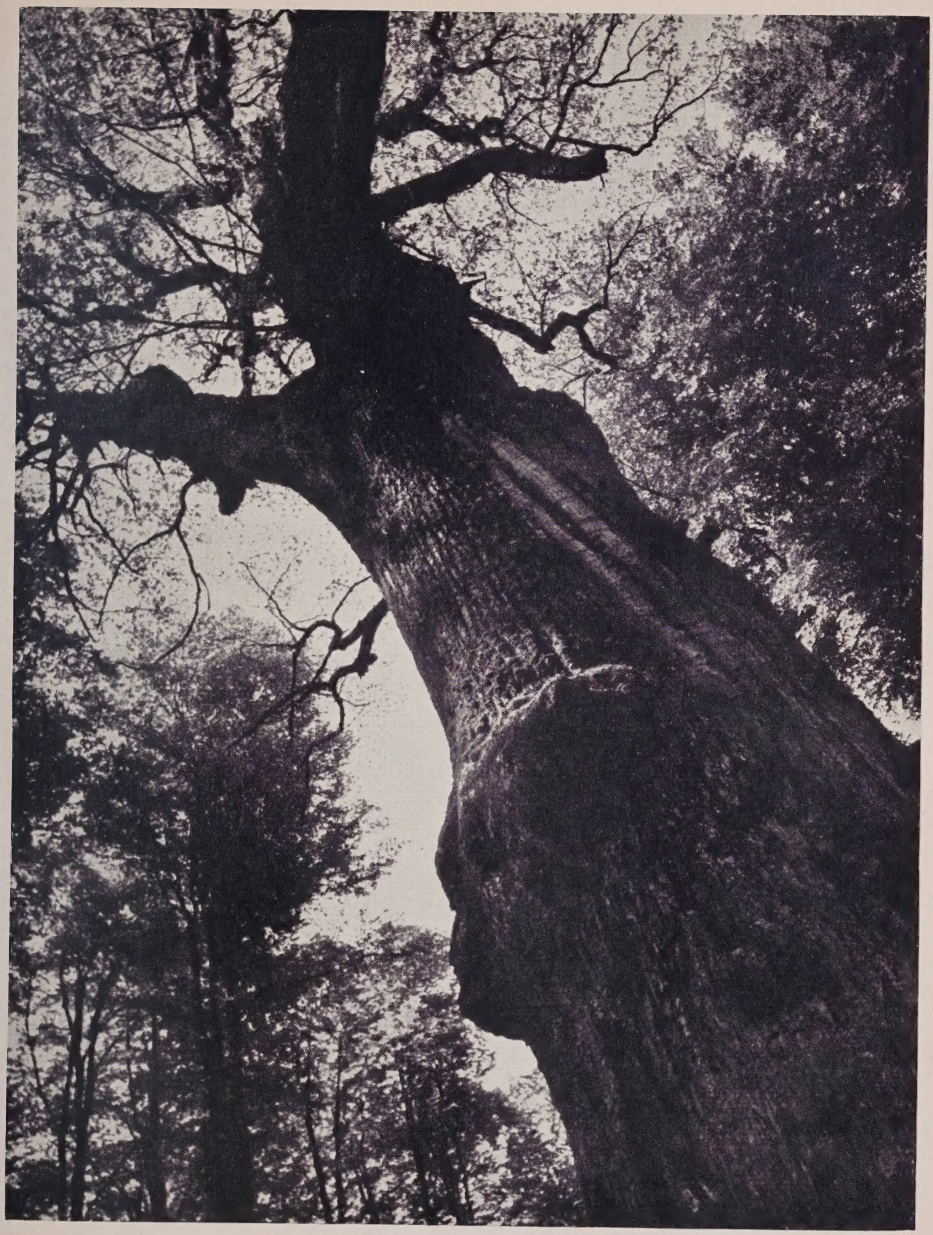
Welche Kraft, was für ein Lebenswille, übermächtiger Drang zur Sonne steckt in solch einer dünnen Pflanze! Rechnet man das Gewicht der Steine, die jener sprossende Schachtelhalm hochwuchten muß, die Spanne, die er lichtlos durchwächst, in menschliche Proportionen um, so kann uns wohl schwindlig werden vor diesem Übermaß der Leistung.

## Tollheit am frühen Morgen

Gleich nach drei Uhr in der Nacht gingen Gorny und ich aus der Försterei. Wir wollen vor Tagesanbruch auf einer Kanzel sitzen, von oben herab das Rehwild photographisch überlisten, weil ja auch die heimlichsten Böcke bei Sonnenaufgang noch einmal herauswechseln auf die Wiese, ehe sie ihren Tagesschlaf beginnen.

Noch aber ist es Nacht und schlechte Sicht im Wald. Der rauchige Mond schadet mehr, als er hilft. Dabei soll man lautlos durch eine Dickung gehen, über das Steingeröll des Baches klettern und nicht zusammenzucken, wenn da und dort schwarze Schatten hochspringen, dumpf oder grell schreien; Rehe wahrscheinlich, den Stimmen nach auch eine Hirschkuh mit Kalb.

Genau um vier Uhr packe ich die erste Sprosse der Hochsitzleiter. Zurückgedreht zu Gorny, warnender Blick getauscht! Beide wissen wir, daß nun selbst das leiseste Geräusch verboten ist; nicht umsonst hat der Photograph



*Der Turm der ‚Tausendjährigen' Spessart-Eiche*

*Eichenblätter, frisch geschlüpft und taubeglänzt*

gestern abend alle Metallteile seiner Kamera, die klappern könnten, mit Garn und Faden umwickelt. Der Laie ahnt ja nicht, wie vorzüglich unser heimisches Wild hören kann. Ein Jäger erzählte mir, daß er bei Pirschgängen seine Taschenuhr in Wolltücher wickle, weil das Ticken ihm ein Jahr zuvor den kapitalen Sechzehnender vergrämt habe nach vierstündigem Ansitz.

Bei uns beiden klappt es heute gut; wir kommen ohne Gepolter, ja ohne Knarren oben an, setzen uns möglichst bequem auf die lehnenlose Bank und warten, beobachten, soweit das Dämmerlicht schon ausreicht. Gegen halb sechs, denke ich, werden wir knipsen können, wenn dann noch ein Bock auf der Waldwiese äst. (Dem städtischen Leser sei gesagt, daß wir trotzdem schon um vier Uhr auf die Kanzel steigen mußten, damit sich die Witterung unseres Anmarsches verliert.)

Plötzlich, fast ohne Übergang, wird der Himmel blau und die Sicht gut. Wiese und Wald, jeder Grashalm zeichnet sich deutlich ab; dennoch ist es unwirklich, weil alle Schatten fehlen in dieser lichten Atmosphäre. Um viertel fünf höre ich den ersten verschlafenen Vogel. Sonst herrscht Stille; auch die Mücken summen glücklicherweise noch nicht.

Um fünf Uhr erscheint lautlos der durch manche Erfahrung gewitzte, alte Bock, den ich abends schon zuweilen hier gesehen habe. Er bleibt sehr vorsichtig am Waldsaum, äst zehn Minuten lang, verschwindet mit einem jähen Sprung. Ein Kuckuck beginnt zu rufen. Im gleichen Augenblick kommt Wind auf, und drüben, dem Osten zugekehrt, wird die oberste Kante der Buchenwipfel ockergelb, wie stumpfes Gold, ganz seltsam. Die Helligkeit rutscht allmählich tiefer und erlischt. War das der erste Sonnenstrahl?

Ganz von ferne ruft Glockenklang die frommen Menschen zur Kirche; Achtung, nicht träumen! Eine Rehgeiß ist gegenüber dem Hochsitz aufgetaucht, langsam bummelt sie hin und her im Gras und drückt sich dann, ohne in Photonähe gekommen zu sein.

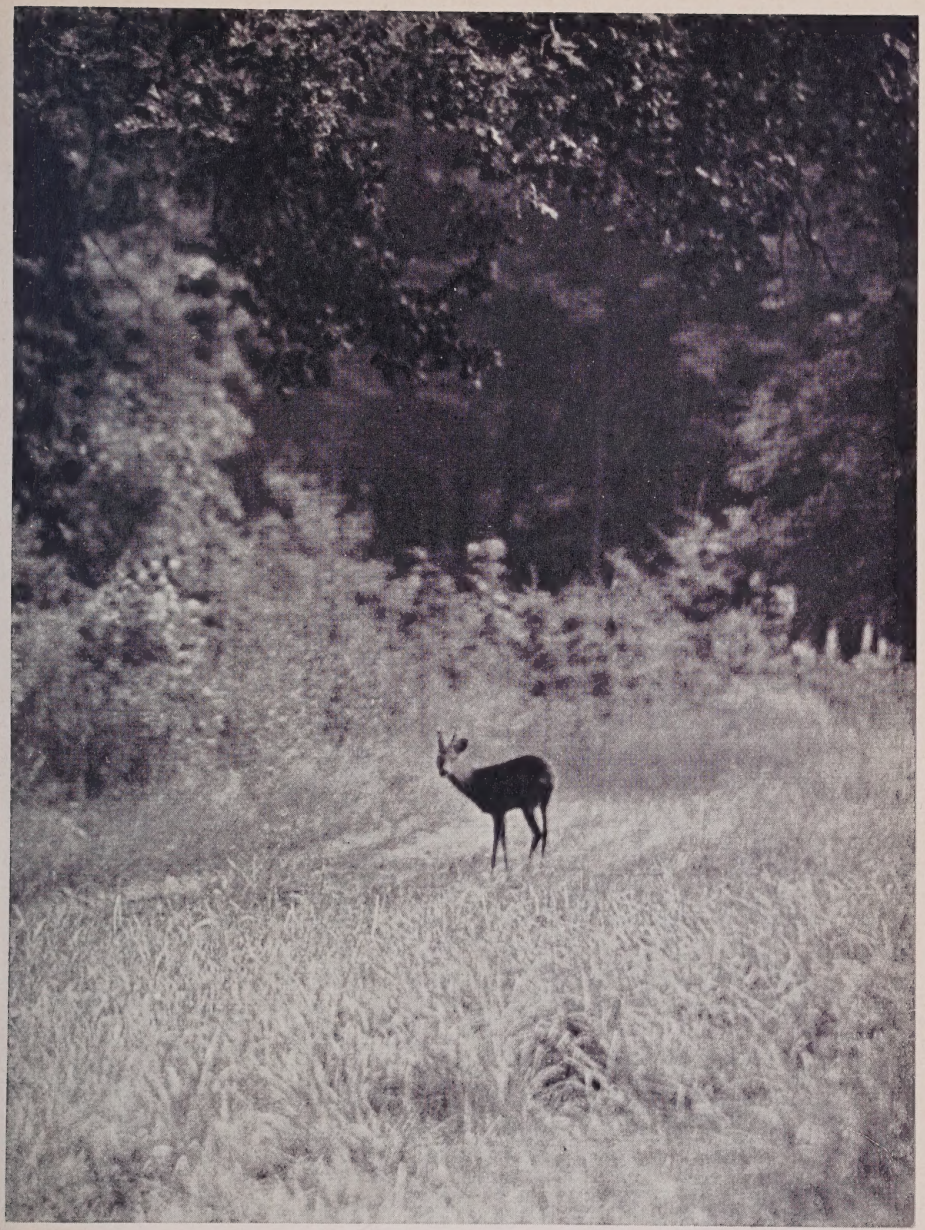
Erneut glühen die grünen Buchenwipfel, diesmal zwingend, und bestätigen endgültig das Erwachen der Sonne. Jetzt scheidet sich auch das satte Buchengrün vom gelblichen Ton der viel späteren Eichenblätter. Das Morgenlicht

zuckt herunter zu den Stämmen, modelliert Rundung und Schatten, zeichnet leuchtende Streifen auf den roten Laubgrund und wirft lange Glanzbahnen über die Wiese. Alles Gras funkelt vor Taufeuchtigkeit. Aber kein Reh zeigt sich; manchmal meine ich, zwischen den vorderen Stämmen Tiere zu sehen am Waldsaum; Tiere, die scheu ins Helle blicken und sich nicht mehr herausgetrauen. Wieder einmal erkenne ich, was ich seit Jahren zur Verteidigung der zoologischen Gärten sage: in der sogenannten freien Natur lebt alles Getier in dauernder Spannung, die Vögel, das Niederwild und das Hochwild auch. Angstvoll sucht ein jedes immerfort nach dem noch unsichtbaren Feind, äst nur mit vielen Unterbrechungen des Lauschens, Witterns, Umschauhaltens; so – nicht anders – spielt die Tiermutter mit dem Kind, so ruhen Alt und Jung, immer fluchtbereit.

Um dreiviertel sechs, – ich wollte eben durch Uhrvorzeigen bei Gorny die Frage des Heimgehens anschneiden – steht plötzlich frei auf der Wiese ein Bock. Ich möchte schwören, daß ich nicht eine Sekunde den Blick gerade von dieser Stelle weggenommen habe; denn hier scheint ja das Einfallstor der Rehe zu sein. Dennoch bemerkte ich nichts vom Herauswechseln des Bockes; er war so geduckt geschlichen, so geräuschlos, als könne er schweben.

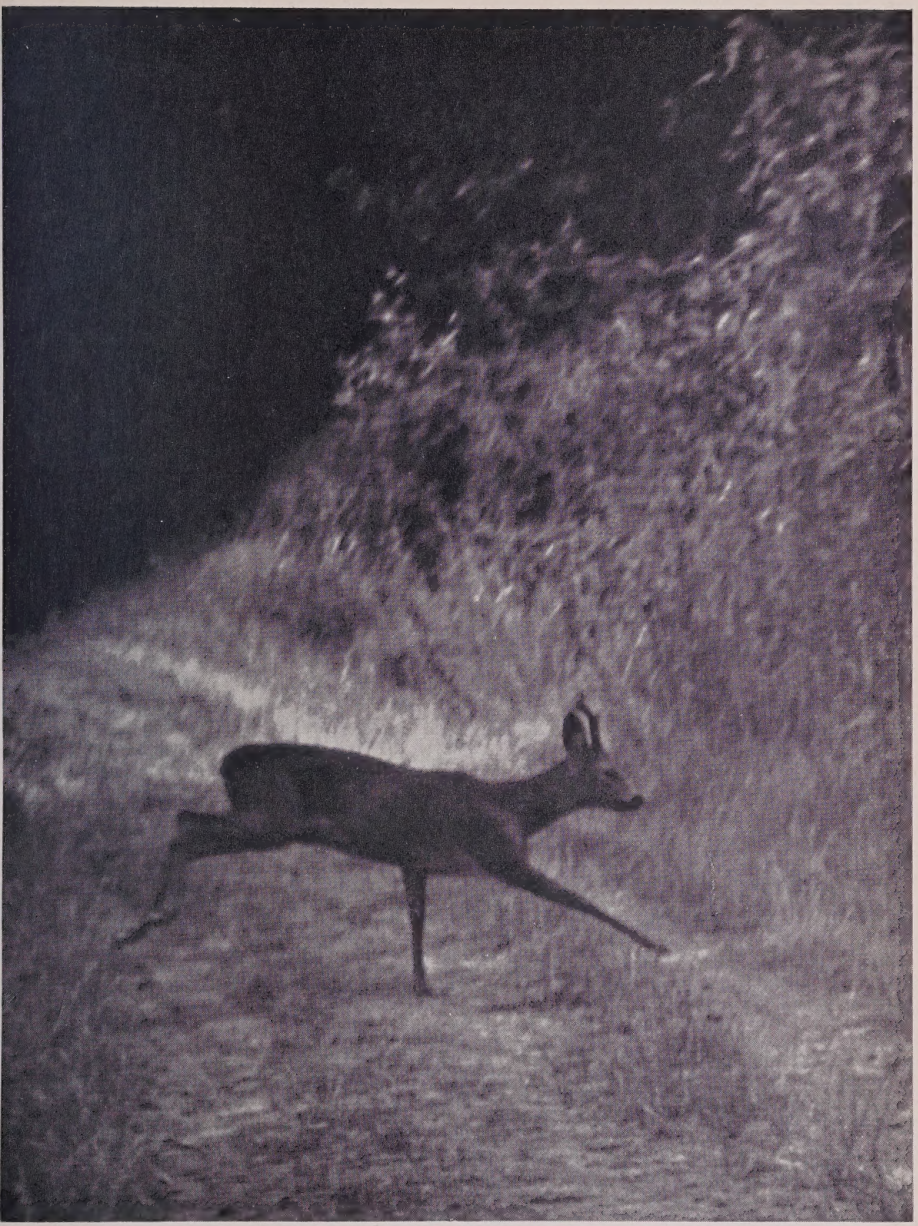
Schön und plastisch formt sich jetzt das Tier im Sonnenlicht, schlanke, trotzdem kraftvolle Gestalt, merkwürdig gefleckt; an Hals und Nacken sind rote Stellen im graubraunen Fell; das Sommerkleid schiebt sich schon hervor. Nun dreht der Rehbock seinen Kopf witternd auch nach unsrer Richtung, hebt die schwarze Schnauze, kann aber unmöglich Wind bekommen von der überhöhten Kanzel; er beginnt zu äsen.

Allzu gut scheinen ihm die Wiesengräser nicht zu schmecken; wählerisch wendet er sich nach links und rechts, zeigt uns bald seine Sechserstangen, bald den weiß leuchtenden Spiegel, marschiert – ich weiß es anders nicht auszudrücken – mit anmutigem Hochwerfen der Vorderbeine hinüber zu den Haselnußsträuchern, dreht sich langsam wieder um und wird von einer Sekunde zur anderen – – verrückt.

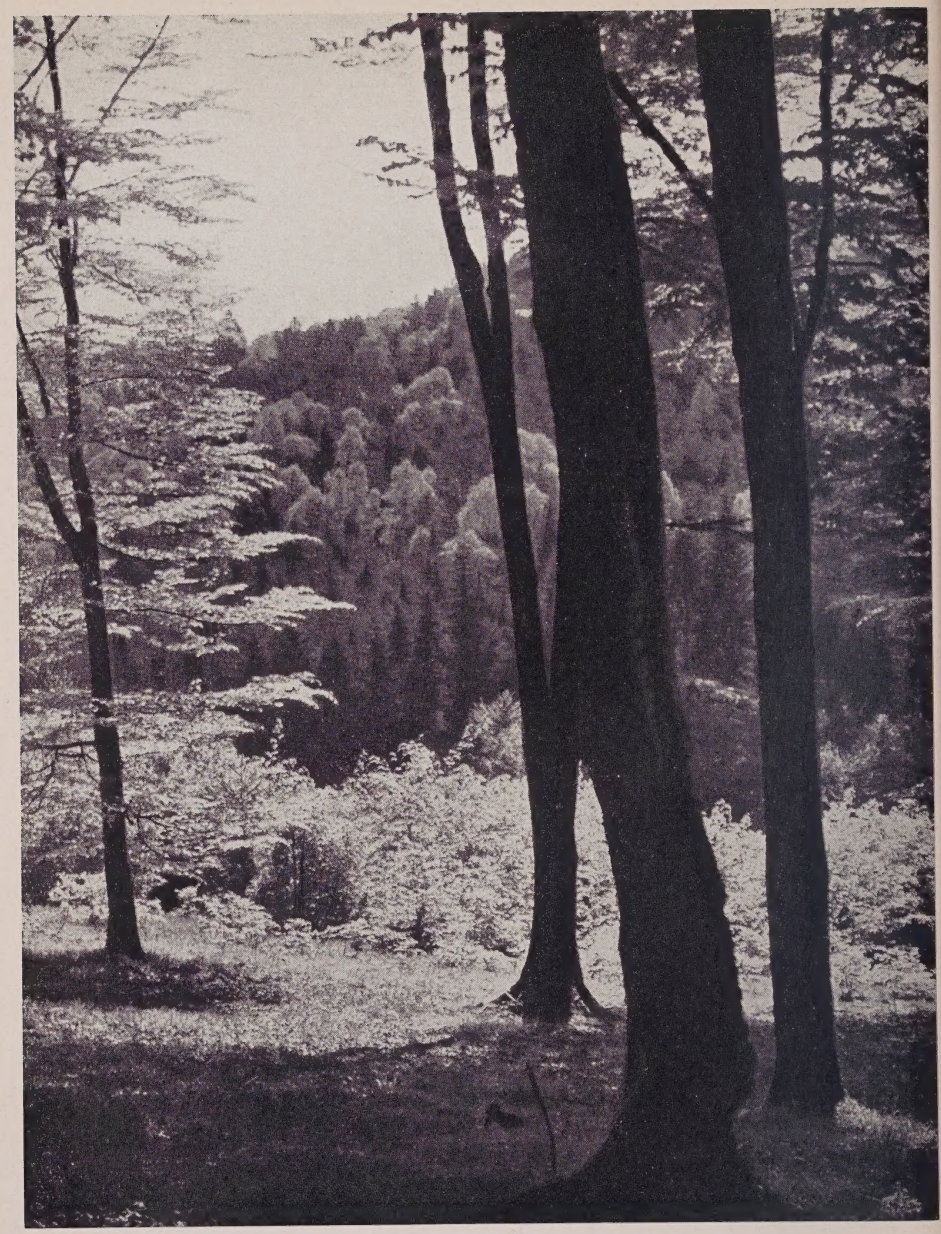


*Der Bock dreht seinen Kopf witternd unserer Kanzel zu*

*Rehbock in spielerischer Flucht; engstes Zusammenziehen —*



— *ganz weites Strecken des Körpers und der Beine*



*Nun grünt der ganze Spessartwald*

Ja, der Rehbock muß übergeschnappt sein vor Lebensfreude! Aus dem Stand rast er plötzlich los, überquert die Wiese, kommt im Zickzack zurück, prescht die Anhöhe hinauf, galoppiert entlang der schrägen Fläche, so daß sein Körper sich beängstigend einwärts neigt, die sausende Gestalt in der Kurve fast horizontal liegt (wie man das bei Motorrennfahrern manchmal sieht), dreht dann mitten im Vorwärtsstürmen, müßte sich eigentlich überschlagen, fängt aber den Schwung nach vorn in Wirbelkreisen auf, prescht ziellos von einer Ecke der Wiese zur andern, durchpflügt mit rasantem Beinwerfen immer wieder das feuchte Gras, als sollten tausend Runenschnörkel in die weite Fläche eingeschnitten werden.

Kann solcher Übermut je noch zu bremsen sein? Paroxysmus treibt das überhitzte Geschöpf zu immer neuem Taumel an. Nun überfällt es gar den Haselnußstrauch, reißt Ast und Zweig in Fetzen, und weil die Vernichtung nicht schnell genug gelingt, trommelt der rechte Vorderlauf wütend auf den Boden.

Ein Sprung zur Seite, heftiges Kopfschütteln; wie ein Pfeil flitzt der Rehbock in den Wald, langgestreckt, auf Nimmerwiedersehen.

Ich glaube, man hätte mich mit Nadeln stechen können, ich würde nichts gespürt haben. Das Abenteuer dort unten auf der Wiese, komisch zuerst, dann immer leidenschaftlicher anschwellend, ließ mich sogar die nächste Umgebung vergessen.

Hat Gorny eigentlich geknipst? Mein Photokamerad ist garnicht mehr da; er muß während des aufregenden Schauspiels fortgeschlichen sein. Aber dieses Verschwinden wird ihm der Leser gewiß danken; denn das Unwahrscheinliche gelang so, ein Anpirschen, das die beiden Sprungphotos ermöglichte. Wer hat wohl mit eigenen Augen das Zusammenziehen, das weite Strecken des Körpers und der Beine bei einem flüchtigen Reh so klar schon gesehen?

An jenem Maimorgen ahnten wir natürlich nicht, welche Schnappschüsse in den Kassetten steckten; uns erfüllte nur ein Wunsch: heißer Kaffee! Denn so schön auch die Sonne auf der Waldwiese glänzte, um halb sieben Uhr

wurde uns von innen heraus bitter kalt, und auf dem Heimweg haben wir eine Weile um die Wette mit den Zähnen geklappert.

## ‚Heut ist der Wald so wie ein Meer'

Das gute Wetter hält an; Tag um Tag scheint die Sonne. Ich bin fast ununterbrochen im Revier, verlaufe mich manchmal, weil ich den Eingang in die richtige Talschlucht nicht finde, muß schmerzhaft steile Hänge hinab und hinauf und entdecke dabei immer neue Schönheiten. Denn nun grünt der ganze Spessartwald, in seinen Tälern, seinen Höhen; Wärme erfüllt die Welt.

Die Fichten blühen; kleine Kugelkuppen, gefärbt wie rötlicher Zimt, sitzen an den äußersten Enden der vorjährigen Ästchen. Aber noch schöner sind jene winzigen, lederbraunen Röschen, die Schutzfutterale über den neuen Nadeltrieben. Sie wirken wie gedrechselt, gleichsam aus feinstem Edelholz geschnitzt, blättern in der Sonne auf, spalten sich, rollen in Spiralen zurück, und schließlich ist dann nur noch ein einziges Häutchen da, ein durchscheinendes Schutzdach über dem eng zusammengepreßten Büschel der jungen Nadeln.

Spielt ein Frühlingswind darüber, wehen auch die letzten Hüllen fort, und dann blinken auf dem sattgrünen Mantel der Fichte diese frisch geschlüpften, noch weichen Spitzen ganz hell in der Mittagssonne, als habe der Himmel auf jeden Fichtenbaum, auf die großen und auf die kleinen, viele Weißgoldlichter aufgetupft.

Anders die Kiefernbüsche! Sie strecken honigbraune, saftglänzende Finger hoch; die neuen Triebe glühen wie schlanke Kerzen, zu vier und fünfen eng zusammengestellt, sind Krönung der senkrecht steilenden Äste, Anziehungspole für Schmetterlinge und Käfer; selbst ein Spinnlein hängt sein Netz daran auf.

Nach fünfstündiger Wanderung raste ich bei einem Wildschuppen, und weil die Strahlen der Spätnachmittagssonne schräg einfallen auf den mit Heu

bedeckten Grund, die Würze überstark duftet, ziehe ich meine Kleider aus, lege mich so, daß der Kopf im Schatten bleibt, der Körper jedoch mit allen Fasern Licht und Wärme aufnimmt.

Solch ein Wildschuppen hat keine Bretterwände, besteht nur aus einem Holzdach über vier hohen Pfosten, damit die Hirsche und Rehe jederzeit, auch bei Schnee und Regen, trockenes, gut durchlüftetes Futter finden in der freistehenden Raufe.

Ich lag unmittelbar unter diesem langen Knüppeltrog, konnte nach allen Seiten hinaussehen in die sommerlich durchleuchtete Natur. Eine Viertelstunde verging, eine halbe, vielleicht auch eine ganze. Ich schlief nicht, aber wach war ich ebenso wenig, wußte nichts mehr vom Leben, vom Vorhandensein! Sonne, Heuduft, Wachstumsstärke, Erdkraft und Himmelslicht, – nichts davon nahm ich auf oder alles zugleich und dadurch wiederum nichts. Mein Denken war ausgelöscht; ich erinnere mich nur, daß weit aus der Ferne, oder tief von innen her, ganz allmählich Laute in meinem Ohr schwangen, Worte, ein Satz, immer der gleiche. Flüsternd im Beginn, anschwellend zu klarer, schöner Melodie: ‚Heut ist der Wald so wie ein Meer . . .!' Zum erstenmal wuchs aus meiner Brust ein Lied, dieses Lied, von dem ich nur die erste Zeile weiß.

Das Bewußtsein war plötzlich wieder da, hell, überwach; dennoch blieb wirksam allein die Verzauberung des Herzens. „Natürlich", so versuchte mein Blut den Verstand zu überzeugen, „du liegst keineswegs in einem Talkessel. Das sind keine Waldwände, keine Berge; eine grün veralgte Felsküste steigt an allen Seiten hoch; du bist tausend Meter tief gebettet in der Bucht eines smaragdfunkelnden Ozeans. Hoch oben, wo du Buchenwipfel wähnst am Kamm, kräuseln sich spielerische Wellenköpfe, und dort erst fängt die Welt zu atmen an; dort ist Luft, von dort aus wölbt sich der Himmel unablässig hoch in die blaue Ewigkeit. Da schwebt auch – das Tageslicht verhöhnend – ein weißsilberner Mond, hat den Schleier der Stille um seine unvollkommene Rundheit gebreitet. Ich aber werde nie mehr auftauchen aus der Urtiefe dieses grünen Meeres, will in trunken-träumerischer Müdigkeit

liegen bleiben, keine Botschaft je empfangen vom Lärm und von der Bewegung. Die Sanduhr läuft zu Ende für meine Erdenform."

Da hat ein kleiner Fuchs mich wieder nüchtern gemacht, deutlicher gesagt, das Vorüberwehen der Fahne seines Geruchs. So eng bleiben wir mit der realen Welt verbunden, so werfen die Sinneswahrnehmungen jeden Traum in seine Begrenzung zurück! Gesehen habe ich den roten Räuber nicht; aber er muß, verleitet von der absoluten Stille meines Ruhens, unter schlechtem Wind an den Heuhaufen herangeschnürt sein; wahrscheinlich gelüstete es ihn nach einer schmackhaften Waldmaus.

Ich stand auf und ging bergan, die Buchenhänge hinauf, sehnsüchtig immer wieder zurückblickend in den Talgrund, der nun endgültig seines Meerzaubers entkleidet war. Dreiviertel acht Uhr schon; die Förstersleute warten mit dem Abendbrot!

Weil jedoch mitten auf dem schmalen Pfad, etwa vierzig Schritte voraus, ein junges Häschen saß, konnte ich nicht weitergehen, ohne das Tier zu erschrecken. Um den Graurock von meiner Ungefährlichkeit zu überzeugen, sah ich betont von ihm weg, himmelwärts. Und so fand ich zum zweitenmal an diesem sonnenhellen Tag den Mond, betrachtete ihn jetzt mit meinem stark vergrößernden Triëder.

Porös und weiß wie eine Gipsscheibe, so klebt er dort im körperlosen Blau. Der äußere Bogenrand glitzert; dunkelgraue Konturen überziehen die leicht gewölbte Fläche, als sei an manchen Stellen der Gips noch naß. Übrigens endet mitten durchgeschnitten die Helligkeit; wir haben ja halben Mond; verschattet ist das linke Segment. Wo geht es weiter? Was kommt hinter dieser Scheibe? Man spürt, dort sei der Raum noch immer nicht begrenzt.

Sagte ich Scheibe? Warum nicht Kugel, da der Mond doch eine Kugel ist? Ich begreife im Augenblick diese Tatsache so wenig, wie ich verstehen kann, warum das gipserne Ding nicht herausfällt aus dem leeren Blau. Noch einmal meine ich, auf dem Grund eines Ozeans zu stehen, angewachsen zu sein wie ein Korallenstock, wundere mich, daß ich überhaupt noch atmen kann, da erst unmeßbar hoch über den Lärchen, den Buchen, Birken und

Eichen, endlos über dem Hasen und mir die Welt beginnt. Ach, wie ein Schwimmer möchte ich die Arme hochwerfen, auftauchen aus der Tiefe, ergründen, was jenseits der Mondscheibe ist, was in der Himmelsbläue waltet: mechanisch unerbittliche Gesetzmäßigkeit oder ein gütiger Gott.

Abendbrot aß ich nicht, zündete gleich die Lampe an in meiner Bodenstube und schrieb. Schrieb auf, was mir der Mond an Wunschträumen heute eingegeben hat.

Wo ist er jetzt? Am frühen Nachmittag stieg er als Silberglanz im Südosten auf; abends stand er gipsern weiß oben im Zenit. Schnell den Kalender her: nachts ein Uhr neunundzwanzig muß er untergehen. Ich lösche das elektrische Licht, mache mein Fenster auf, sehe suchend nach Westen. Dort schwebt er eben noch in Fingerbreite über dem schwarzen Wald, jetzt eine warm leuchtende, goldene Fläche. Vor dem Mond aber sticht horizontal ein weißer Wolkenstreif durch den nächtlichen Himmel, eine Schranke, die verhindern soll, daß der Leuchtball etwa wieder aufsteige ins hohe Firmament.

## Endlich fassen wir den Keiler

Zuerst muß gesagt werden, daß es uns die wilden Sauen des Spessarts nicht leicht gemacht haben. Besonders mein Photograph stöhnte oft. Dabei war er durch die ostpreußischen Elche gewiß an Schwierigkeiten gewöhnt; allerdings kannte er damals noch nicht die Kletterpirsch auf Gemsen.

Es gibt natürlich auch zahmes Schwarzwild, solches, das zu ganz geregelten Zeiten an Fütterungsstellen kommt; aber uns reizte es, frei umherstreifende Rotten zu fassen, die echten Wildlinge. So haben wir da und dort auf Waldblößen Mais gestreut, suchten am nächsten Morgen nach, ob die Körner aufgenommen waren, versteckten uns an Suhlen, bei den feststellbaren Wechseln; doch ganz ohne Erfolg während langer Wochen. Zuweilen grunzte es zwar in den Dickungen, das Reisig krachte im Fichtenbestand; Schatten

huschten über den Weg, wühlten auf den Wiesen, wenn wir nachts spazieren gingen; aber bei Photolicht zeigte sich nie ein Wildschwein.

Der Förster riet, wir sollten es einmal im Futterhäuschen versuchen; vielleicht kämen dort schon zu früher Abendstunde die Sauen, in der Erinnerung an die Winterszeit; denn dort habe er bei Eis und Schnee Kastanien ausgeschüttet und Futterkörner. Allerdings müßten wir bereits um drei Uhr nachmittags ansitzen, warten bis gegen sieben Uhr. Warum nicht? Wir hätten gar zu gern einen schweren Keiler auf der Platte.

So standen wir also fast reglos Stunde um Stunde im dumpfkalten Raum, sahen durch ein kleines Guckfenster und hofften.

Wie hat doch die Zivilisation aufgeräumt im freien Tierbestand! Der Hohe Spessart gilt als die ursprünglichste Waldeinsamkeit Deutschlands; Sagen und Märchen ranken um seine Höhenzüge. Aber der Auerochs ist lange ausgerottet; Wolf, Bär und Wildkatze sind vernichtet. Zwar mümmelt noch heute der Hase, taucht der Otter, lacht der Specht; Waldkäuze gespenstern ihr Schuh-huh, und im Herbst dröhnt der Brunftschrei des Hirsches im Echo zwischen den Buchenwänden; doch alles Wild muß sich verbergen; aus Herrschern wurden Verfolgte, oder – bestenfalls – Geduldete.

Daran dachte ich und hätte auch diesmal wohl ohne eine Tierbegegnung wieder heimziehen müssen, wenn nicht ein freundliches Mäuslein aus der Holzlege hervorgeschlüpft wäre. Zuerst verhielt es sich ein wenig scheu, huschte nur hinten im Raum von einer Ecke zur andern; aber plötzlich wurden die Zehenkappen meiner hohen Schnürstiefel keck übersprungen, die Sohlenränder neugierig beschnuppert; dann bildeten meine lederverhüllten Beine sehr willkommene Kletterstangen, an denen das bräunlichgraue, flinke Geschöpf rauf- und runterturnte, eine ganze Stunde lang. Zuweilen war Vesperpause; irgendwo fand die Maus ein Maiskorn, das sie appetitlich beknabberte, um alsdann Lippen und Schnurrbart mit den Vorderpfötchen zu säubern und zu bürsten. Schon lief sie erneut Karussell um meine Sohlen, blickte abschätzend hoch, stieg an den Haken der Verschnürung hinauf, kehrte aber stets handbreit unter meinem Knie wieder um. Die Zeit des vergeblichen Wartens auf Sauen ist uns zwei Menschen nicht langweilig geworden.

Wenn immer ich in den Nachbarrevieren einen Förster traf, war meine erste Frage: „Wissen Sie Sauen, die schon *vor* der Abenddämmerung auswechseln?" Und jedesmal entstand dann ein neuer Versuch: wir haben uns mit ganz kleinen Schrittchen einen Hang hinaufgeschoben, in eine Dickung niedergedrückt an die Walderde; zwar sah ich viele Käfer und Spinnen auf gefahrvollen Eroberungsreisen im welken Eichenlaub, hörte auch oft das Poltern und Brechen, Grunzen und Sich-Schuppern der Schweine; doch immer ohne eine Photo-Sicht. Dafür erfuhr ich beim Heimgehen manche Jagdgeschichte, die sich wie Jägerlatein anhörte, jedoch durch Narben und Schrammen einwandfrei bewiesen wurde. In der Rauschzeit ist der ‚Schwarzkittel' angriffslustig, und wenn gar ein Keiler verwundet in die Enge getrieben wird, nimmt er wie ein Leopard den Jäger an.

Endlich kam dann für Gorny und mich der große Augenblick! Um halb fünf Uhr abends begegneten wir mitten im Wald einem Schornsteinfeger, der – zylindergeschmückt – barfuß und singend vom Dorf zur Försterei wanderte. Was wir an Zigaretten entbehren konnten, schenkten wir dem Glücksbringer und vertrauten auf den alten Aberglauben. „Heute wird es klappen!" triumphierte der Photograph, und unser guter Forstverwalter schmunzelte in seinen Bart: „Möglich, bloß schneller voran, meine Herren!"

Sechshundertundvier Schritte steil hinunter in eine Schlucht, sechshundertachtundsiebenzig mit vollem Rucksack drüben wieder hinauf, das ist eine gute Vorübung für die Alpen und kostet Schweiß. Denn Pausen gibt es heute nicht, auch keine ausgetretenen Wege; dafür dampft die Wärme unter dem nun geschlossen dichten Buchendach; man könnte meinen, wir seien in einem Brutofen. Auch ein Bach muß übersprungen werden an der Talsohle; hier ist es wenigstens kühl, und der Nußbaum gibt uns großmütig für lange Zeit seinen Wohlgeruch mit auf den Weg.

Um sechs Uhr sind wir oben am Berg; ein anderer Förster erwartet uns. Kriegsrat der beiden zunftgerechten Männer: Gorny und ich sollen uns in der Wettereiche ansetzen und – wenn in der nächsten Stunde kein Schwarzwild kommt – leise an den jetzigen Standort wieder zurückkehren.

Schön, in der breit ausladenden Baumkrone zu sitzen! Überall grünen die Eichenblätter; dicht neben meinem Kopf hängen, unscheinbar blaß, zierliche Blütentrauben im Gezweig. Die Abendsonne tastet sich mit sattem Leuchten um den mächtigen Stamm; gleich wird sie auch das Baumharz funkeln lassen, das braun wie Honig aus der Rinde perlt, nicht weit von meinem Fuß.

Der Sonnenstrahl fand seinen Weg. Golden glühte das Baumharz auf, duftete – und war die Ursache, daß ich eine Viertelstunde lang gräßliche Angst hatte, die mich im wahrsten Sinn des Wortes erstarren ließ. Kaum hatte nämlich mein Finger auf den flüssigen Bernstein gedeutet, als schon über Gornys Kopf ein Summer geflogen kam, und zwei andere in meinem Rücken brummten. Ich mag auch heute noch keine Einzelheit heraufbeschwören; kurz gesagt: sieben große Hornissen kreisten um uns, angelockt vom Harz. Manchmal setzte sich die eine auf Gornys Kamera, wippte mit dem Hinterteil, brummte und lief dann über meinen Arm. „Laß sie bloß nicht in mein Gesicht krabbeln", flehte ich zum guten Waldgott und krampfte alle meine Muskeln. Gorny grinste, als wolle er unsre Angst verhöhnen, blieb aber ebenso unbewegt; denn erstens wußte er, daß sonst ein Stich unabwendbar wäre und dann: solch eine Hornissenjagd auf dem losen Brett zwischen zwei Eichenästen ist halsbrecherisch, würde nicht ohne Lärm abgelaufen sein und hätte gewiß alle Wildschweine der Umgebung vergrämt. Also: Nerven behalten und garnicht hinsehen; Blick geradeaus ins Gelände unterhalb des Baumes!

Plötzlich ist alle Hornissenfurcht verweht. Aus den Büschen trollt etwas Dunkles zu uns heran, braunwollige Masse, stoppt, sichert, kommt in Zickzackgängen näher; Ziel ist einwandfrei die Waldblöße unter uns. Zuweilen verschwindet das Tier, raschelt und rumort im Gebüsch, schmatzt ein paarmal ganz laut; dann steht der große, schwere Keiler unter uns, deckungslos in nächster Nähe. Er hat eine richtige Maske in seinem breiten Gesicht, einen grauen Höcker und schwarze Ohren. Das absinkende Sonnenlicht zeichnet gerade noch helle Grenzstreifen über Kopf und Rücken, läßt den Pürzel weiß schimmern und macht auch auf die dunkle Nase ein Glanzlicht.

So deutlich sah ich nie einen starken Keiler; jetzt muß auch die Helligkeit noch ausreichen; gottlob, ganz leise knackt neben mir der Kameraverschluß! Leider scheint auch der Schwarzkittel das Geräusch vernommen zu haben; er wirft den Kopf auf und wäre gewiß weggerannt, wenn nicht von rechts ein zweiter Keiler eben käme, gemächlich sichernd und dumpf brummend zugleich. Donnerwetter, ist das ein Koloß! Sein Nacken steilt borstenstarr hoch; das Fell ist grau überkrustet von Schlamm; wahrscheinlich kommt er gerade aus der Suhle.

Entsteht Kampf? Der erste Keiler dreht in Bereitschaftsstellung, zeigt blinkende, aufwärts gebogene ‚Gewehre'. Da stürzt von Norden eine lebendige Woge aus dem Wald: Sauen, große und kleine, keifend, brummend, quietschend, es ist garnicht zu übersehen! Ich unterscheide schließlich vier große Bachen, sieben hochbeinige Überläufer, und zwischen dem Gewimmel der vielen, gelbgestreiften Frischlinge auch einige junge Keiler. Das Rumoren steigert sich; aus Futterneid wird Kampf; Poltern mischt sich mit Schmatzen.

Wenn bloß Gorny knipst! Ich muß mich zu ihm drehen; verzweifelt zeigt er auf den Himmel und in die Bäume. ‚Kein ausreichendes Licht mehr', heißt das. Zum Heulen! Da unten sind dauernd neue, aufregende Situationen; eben hängen vier Frischlinge an den Zitzen der Mutter. Zwei der jungen Keiler boxen sich; die helle Bache nimmt ein Staubbad.

Was geschieht jetzt? Mein Sitz knarrt; ach so, Gorny wagt einen letzten Versuch, klettert seitwärts vor über den ausschwingenden Ast. Wieder höre ich das Schnappen des Schlitzverschlusses; im gleichen Augenblick bläst eine Muttersau; Sekunden später sehe ich nur noch viele aufgesteilte Schwänze wippen im gehetzten Fluchtgalopp.

„Zwei große Tiere habe ich doch geschnappt; von hier störte das Laub; da vorn war etwas besseres Licht", freut sich Gorny, und wir steigen die Knüppelleiter hinunter, gehen befriedigt zum verabredeten Treffpunkt. Die beiden Förster warten schon, gratulieren und meinen, daß wir der Rotte vielleicht oben am Hang den Weg abschneiden können. „Laufschritt über die Wiese, am Grenzzaun entlang! Zweimal links ab; schnell Zweige holen, ein Buschversteck bauen!"

Wir saßen kaum (die beiden Förster waren beim ersten Knick zurückgeblieben, um die Tiere am Seitlichausbiegen zu verhindern), da poltert der erste Keiler schon heran und hinterdrein im Zockeltrab die ganze Rotte. „Gleich müssen sie an uns vorbeikommen!" Aber dreißig Schritte vor dem Buschwerk stoppt der Führer jäh wie vor einer unsichtbaren Wand. Die Nachdrängenden stauen sich, und alle heben die Nasen hoch. „Schlechter Wind! Wir sind entdeckt!" Im selben Augenblick schwenken die dunklen Schweine links ein ins Unterholz. Doch fast gleichzeitig dröhnt der Wald von lauten Rufen: „Hussa, Sau!" Die beiden Förster sind auf ihrem Posten, drücken uns die Rotte wieder zu. Noch einmal tost das dunkle Heer grunzend heran, fängt erneut unsere Witterung, zögert und stürmt dann mit dem Mut der Verzweiflung zwei Meter rechts vom festgetretenen Wechsel, fast in Greifnähe meiner Hand, trompetend hinein in die schützende Dickung.

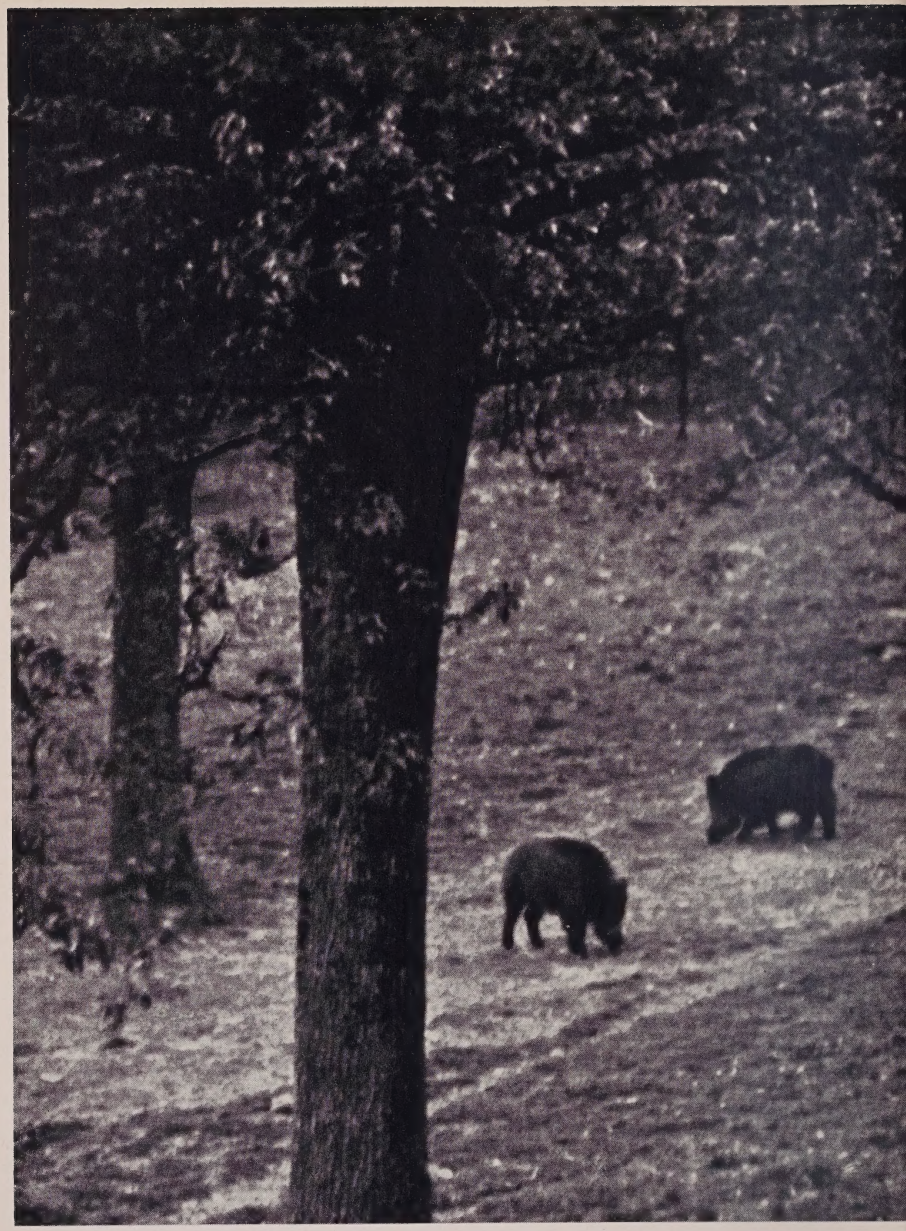
Ich muß sagen, es war mir unheimlich. Was hätten wir Menschen getan, wenn der Keiler zum Angriff losgesprungen wäre? Das Erlebnis dieses Durchbruchs enthüllte unheimlich elementare Gewalt.

Damit aber Heiterkeit die Aufregung glätte, kam nach einer ganzen Weile, einsam für sich, grell quiekender Kinderlärm aus den Heidelbeerstauden. Ein winziger Frischling watschelte bergauf, suchte seine Mutter, kreischte, bis oben vom Kamm grunzende Antwort kam. „Auch für dich ist es zu dunkel!" rief ihm der Kameramann nach, „ihr müßt etwas früher kommen; oder bindet euch zum Photographieren wenigstens weiße Schürzen um!"

## Weiter dreht sich das Rad...

Eines Tages macht man die Abschiedspirsch, zieht noch einmal durch Schluchten, über Höhen, sagt dem Spessart Lebewohl, dem Frühling auch; denn es ist nun wirklich Sommer geworden. Der Boden im Laubwald hat keine rote Winterfärbung mehr; üppig wuchert das sommerliche Wachstum über allem Verwelkten. Gras und Strauch schließen sich zu einem dichten Dschungel, aus dem die Säulen der großen Bäume ragen, die Träger jener

*Der starke Keiler, silhouettiert im Abendlicht*



*Da sind endlich die dunklen, schwarzen Schweine!*

zweiten grünen Region, in der die Wipfel und die Kronen rauschen. Weil aber die jungen Buchen ihre Äste nicht aufrecken, sondern horizontal von unten nach oben übereinander staffeln, bilden ihre ‚segnenden Schirmhände' die Verbindung zwischen den beiden grünen Welten im Wald.

Der Forstmann ‚umfuttert' seine Eichen stets mit jungen Buchen, deren rasches Hochdrängen dafür sorgt, daß der Eichenstamm astlos und gerade aufwächst. Die Buche ist ja ein Schnell-Leber, schon mit zweihundert Jahren hat sie sich voll entfaltet. Die Eiche braucht dazu die dreifache Zeit.

Am Hartlochtal sehe ich Fischreiher auf Beute ziehen; über ihnen, hoch im blauen Himmel, schweben und tanzen fünf Bussarde zugleich. Sie reisen ohne einen Flügelschlag durch den Äther, baden im Licht, ruhen auf der Endlosigkeit des Raums, die Freiesten der Geschöpfe.

Uns Menschen aber verschluckt das Dunkel eines schmalen Pirschsteigs, der schnurgerade eingeschnitten ist in dichten Wald. Beinahe zweihundert Meter kann man über lautaufsaugenden Nadelteppich durch diesen künstlichen Tunnel schleichen: Jagdsteig für das Raubtier Mensch! Nur Eingeweihte finden übrigens seinen Anfang: irgendwo neben der Fahrstraße ist ein Holzpflock eingeschlagen; von dort führen siebzehn Schritte durchs Brombeergestrüpp, und hinter einer breiten Fichte beginnt dann der Pirschgang. Wie durch ein Fernrohr sieht man an seinem Ende schon die Wiese, auf der des Abends regelmäßig Hirsche stehen.

Ich gehe mit friedlichen Gedanken zwischen den Stämmen hindurch, streichle links und rechts behutsam die jungen Nadeltriebe und setze mich eine Stunde auf den besonnten Rasen, zu Löwenzahn und Butterblume, nehme Abschied, ganz im stillen.

Auf dem Rückweg meldet meine Nase glostenden Brand. Zwei Kohlenmeiler finde ich mitten im dichten Revier; große, dunkle Männer stehen um den einen, stochern mit langen Stangen die Glut auseinander.

Soll ich Einzelheiten vom Köhlerberuf erzählen? Eines der kleinen Spessartmädel, die so waldverloren menschenscheu sind, daß sie weinen, wenn ein Fremder sie anspricht, hat darüber einen entzückenden Aufsatz geschrieben.

Die Lehrerin gab ihn mir zum Lesen:
*Der Köhler. Der Köhler ist immer beim Kohlenhaufen. Der Köhler ist stets beim Kohlenhaufen. Und der Köhler geht nicht fort von seinem Kohlenhaufen.*

Fernglas wegpacken, Rucksack verschnüren! Weiter dreht sich das Rad!

## Ein Tierparadies im Grunewald

Wohltuend ist stets die Rückkehr zum Hegewinkel am Rande der Stadt Berlin; auch im üppigsten Laubrevier vergaß ich nicht die anspruchslose Ecke, das Waldgärtchen mit den zwei Kiefernbäumen, Zelle meiner Arbeit.

Jetzt, im Juni, bringen uns die Meisen, die Finken und Amseln ihre Kinder zum Baden; eine große Tonschüssel ist nämlich neben der Hängebirke eingegraben, und wir gießen jeden Morgen frisches Wasser in dieses Gefäß. Natürlich kommen auch Spatzen, jung und alt, in großer Schar. Die Jungen sind schon fast so groß wie ihre Eltern, dicker sogar, weil ihr Gefieder flockig-flaumig ist. Alle Vogelkinder sind fürchterlich verfressen; sie picken, was sie nur finden können, und an Stelle einer Atempause schreien sie, bis der Vater oder die Mutter ängstlich herbeiflattert und obendrein noch besonders fette Bissen in ihre aufgesperrten Schnäbel stopft.

Meine alte Freundin, die dicke, gelbbraune Kröte, ist aufgewacht vom Winterschlaf. Bei Tag sehe ich sie kaum; doch kurz ehe die Sonne untergeht, hüpft sie, heuer wie im letzten Jahr, regelmäßig aus dem Geröll des Steingartens hervor, setzt sich oben auf den Findlingsblock und wartet. Sie blickt mit ihren kleinen, schwarzen Augen recht klug nach der Richtung, aus der ich vom Haus her kommen muß, und empfängt Abend um Abend ihr ganz persönliches Regenbad. Daß diese Kröte sich so gewöhnt hat, ist mir eine tiefe Beglückung, und immer von neuem freue ich mich, wenn ich die grüne Gießkanne mit lauem Wasser fülle. Freundschaft mit Tieren – sollte man nicht besser sagen: Überwindung des Mißtrauens, das begreiflicherweise alle Tiere vor uns Menschen haben müssen?

Ich begieße auch gern die Pflanzen und Blumen, die Bäume und das Gras in meinem Garten. Zugleich mit einem liebevollen Zuspruch bekommt jedes Wurzelwesen sein reichliches Quantum Wasser, und wenn die Luft vor dem Sprengen auch noch so brütend heiß gewesen sein mag, schon während der Berieselung beginnt alles Grün vielfältig zu duften, die Erde auch, balsamisch stark und wohltuend kühl.

Einen Morgen lang hockte ich mitten im Steingarten, wagte kaum zu atmen, weil ich eine rötlich braunbepelzte Hummel beim Honigmahl beobachtete. Summend kam sie irgendwo her aus dem Sonnenlicht, umkreiste den Rittersporn, schraubte sich in immer engeren Kurven heran, tief, fast bis zum Boden. Dann kletterte sie steigend von Blüte zu Blüte; man kann auch sagen: sie *flog* diesen Kletterweg hinauf. Denn die glänzenden Propeller kreisten immerzu; nur brummten sie nicht mehr so laut, und statt der flirrenden Lichtscheiben sah man jetzt deutlich die Flügel selbst.

Wie wundersam passen Tier- und Pflanzenreich ineinander! Die junge Hummel hängt sich an eine blaue Blüte, drückt durch ihr Körpergewicht die untere Blumenlippe herab; die Blüte spaltet sich genau so weit, daß der Kopf des Insekts zum Honig der Tiefe tauchen kann.

Fliegend, schwebend klettert die Hummel immer höher an der blauen Blütenkerze, mit merklichen Pausen, in denen aber die Propeller nicht stillstehen, nur geschickt abgedrosselt werden, gerade so, daß kein Auftrieb erfolgt, lediglich das Ausbalanzieren des Körpergewichts. Wenn dann genügend Becher leer getrunken sind, gibt die Hummel ihrem Flugmotor etwas Gas, und dreht eine Steilkurve hinüber zum andern Rittersporn.

## Sommer-Sonnenwende in der Lüneburger Heide

Die wilden Rosen blühen und duften. Vereinzelte Ginsterbüsche haben noch ihre goldgelbe Zier. Steil aus der Luft flitzen unzählige Sandschwalben; sie stoßen fliegend in die schmalen, fast metertiefen Röhren, die sie mit ihren Schnäbeln für die Brut gegraben haben. Verkrüppelte Kiefern stehen ober-

halb dieses Schachtes, wuchten giftiggrüne Schirme vor den blauen Morgenhimmel, der schon gesäumt ist mit eiligen Wolken, schneeig schimmernden. Bis zum fast endlos fernen Horizont aber dehnt sich das weite Land, eine Ebene mit Bruch und Moor: die Lüneburger Heide.

Dort hinein, an niedersächsischen Bauernhöfen vorbei mit tief herunterreichenden Moos- und Strohdächern, über die breite Landstraße ziehe ich zwischen alten, windgeneigten Birken, deren duftige Wipfel mehr schweben in der Luft, als daß sie hängen.

Das Bruch beginnt, eine prangende Farbenpalette in Gelb, Rot, Weiß und Violett: Hahnenfuß, wilde Nelken, Löwenzahn und Wiesenschaumkraut. Die dichten Büsche des Porstes, des wilden Rosmarins, duften betäubend in der Sommerhitze; Wassergräben stehen links und rechts; ihr Wasser ist so klar, daß man die stolzen Lilien, das hohe Schilf vom Grund her aufsteigen sieht.

Allmählich löst Kiefernheide die Niederung ab; gegen Mittag kommen wir zur Jagdhütte. Das alte Trapperleben beginnt: Fensterladen aufschrauben, Holz hacken, Kaffee kochen! Die Strohsäcke werden locker geschüttelt, unsere beiden Wachtelhunde versorgt, indes der Kuckuck unablässig ruft. Und dann kommt die erste der drei Wanderungen dieses Tages, kommt das Entdecken einer neuen Welt.

Wollgras blüht in Mengen, intensivstes Weiß, weißer noch als Schnee. Die Sonne brennt mittäglich herunter auf den Heidewald von Niedersachsen, und schon nach den ersten Kilometern empfinde ich, wie unrecht man der Heide tut, wenn man sie lieblich, lyrisch nennt. Sie ist keineswegs monoton, sondern herb und wechselvoll. Wir treffen groteske Schlangenkiefern, viel buschiger und voller als meine Grunewaldbäume, vereinzelte Fichten auch, und schließlich einen großen Wacholder, massig-runden Nadel-Obelisk, der silbern glänzt in seinen besonnten, jungen Trieben, schwarz ist an jenen Stellen, durch die man in sein Inneres sehen kann, auf das säulenartige Stammpaar, auf Äste und Luftwurzeln.

Blüht dieser hohe Wacholderbaum? Nein; und dennoch sind auf seiner Oberfläche überall Blätter und viele rosafarbene Blumenkelche. Ein wilder Rosenstrauch wächst nämlich um den Wacholder, und sein duftendens Gerank

flattert spielerisch nach allen Seiten, der Sonne entgegen. Auch aus dem Herzen des Machandelbaums reckt sich ein Fremdkörper, die lackgrün glänzende Stechpalme, will ebenfalls zum Licht.

Riesengroße Heidestrecken sind mit fast mannshoher Myrica bewachsen; erst glaubte ich, es sei wilder Rosmarin; aber als ich eines der länglich-eiförmigen Blätter zwischen meinen Fingern rieb, die Samtbehaarung fühlte und den gelb-klebrigen Saft, da erkannte meine Nase den üppigen und aromatischen Duft der Gagel-Myrte. Mein Geruchssinn ist heute ganz besonders fein; fast bis zum Schmerz steigert sich die Ausströmung der würzigen Öle, bindet sich mit Wacholder- und Kiefernduft, mit der zitternden Mittagswärme und dem heißen Atem der Erde.

Am Horizont steigt unvermittelt ein greller Wolkenturm hoch. Von einer Sekunde zur andern wird die Atmosphäre fahl, so daß ich fast Angst verspüre vor dem drohend Unbekannten, einen Weg suche durch das rötlich blühende Wildgras, dessen dünne Ähren mir bis an die Knie reichen. Mit einemmal summen abertausend blutgierige Mücken um meinen Kopf, hängen als körperliche Klumpen über mir, begleiten jeden Schritt und vermehren sich durch immer neue Zuzügler. Ich muß wahrhaftig vor diesen Plagegeistern fliehen, eilig über bronzefarbene Vorjahrsheide laufen. Dennoch holt mich das Gewitter ein; ganz durchnäßt erreiche ich schließlich die Hütte. Ja, der Sommer-Sonnenwend-Beginn hat seine Tücken!

## Ein neugeborenes Reh

Am Nachmittag flöteten wieder die Drosseln; wir zogen los und nahmen angeleint die Wachtelhündin mit. Kaum waren wir eine halbe Stunde durchs Heideland gegangen, stutzte auch schon Freund Gorny, der besonders gut hört. Irgend etwas schrie kläglich: junge Enten? Bussardkinder, die aus dem Nest gefallen sind?

Der Jäger schüttelt den Kopf: „Könnte ein Rehkitz sein; aber die Setzzeit ist eigentlich vorbei." Wieder klagende Rufe, diesmal weiter entfernt. „Das

sind *doch* junge Vögel", sagt Gorny, „ich will sie photographieren!" Weil er auch schon stürmisch auf die einsame Birke zugeht, folgen wir ihm samt dem Hund, stellen aber fest, daß weder in der Krone noch am Boden irgendein Vogel ist. Und auch das Schreien kommt ganz anderswo her.

„Ich lass' die Hündin los; sie ist gut im Suchen und hat unbedingten Appell!" Kaum hatte der Jäger den Karabinerhaken gelöst, sprang das Tier auch schon vor, drückte die Nase zur Erde, warf den Kopf hoch über das Gestrüpp, drehte sich zwei-, dreimal am Platz, lief kreuz und quer und kam sofort in leidenschaftliche Fahrt, fand unverkennbar eine Spur. Aus Laufen wird Besessenheit; in Zickzackgängen, in verrückten Windungen schnellt die Hündin voran, taucht wie ein Fisch auf und unter im Heidekraut, und wir Menschen gehen langsam hinterdrein, voll gespannter Aufmerksamkeit, ein wenig zweifelnd auch, denn das dünne, helle Klageschreien ist vollkommen verstummt.

Plötzlich, mitten aus krampfhaftem Hetzen, steht die Wachtelhündin still, unfaßbar gebremst, versteinert geradezu; aber ihr Kopf beugt sich und die linke Vorderpfote ist ein wenig gehoben. Im gleichen Augenblick schneidet ein ganz hohes Angstpiepen schmerzhaft in mein Gehör. Ich renne los, Gorny und der Jäger mit, der während des Laufes herrisch seinen Hund verwarnt, obwohl das Tier ganz reglos steht. Als wir drei Männer ungefähr gleichzeitig anlangen, sehen wir, dicht an die Erde gepreßt, ein kleines Rehkitz, dreifarbig: fahlgelb und rot mit weißen Punktstreifen.

Der Jäger nimmt zuerst seinen Hund an die Leine und sagt ihm lobende Worte. Ich höre sie nur halb; denn Gorny wollte im Übereifer das Kitz gleich hochnehmen und zum Photographieren in die Sonne tragen. Das darf nicht sein; der Menschengeruch würde wahrscheinlich die Ricke hindern, ihr Kind später wieder anzunehmen. Ganz gewiß steht die Alte irgendwo im Gehölz. Sie hatte, sobald ihr Windfang die Hund- und Menschenwitterung merkte, das Nest in der Heide verlassen, instinktiv wissend, daß ihr großer, roter Körper auch niedergeduckt für uns sichtbar sei. Das junge Kitz – vermutlich erst vorgestern gesetzt – konnte der Mutter noch nicht folgen, ist schreiend weggelaufen, und wir Menschen brauchen nur wieder fortzugehen, damit die Ricke das Kind zu sich holt.

*Das zwei Tage alte Rehkitz*

*Die abendschwarzen Schilfblätter und ihr krauses Konterfei*

Ein paar Minuten, bis Gorny geknipst hat, will ich das winzige Geschöpf ganz aus der Nähe betrachten. Es liegt völlig ruhig; seit der Hund nicht mehr da ist, richtet es auch sein Köpfchen auf; übergroß sind die beflaumten Ohren, die vorgewölbten, schwarzen Augen im Verhältnis zum unentwickelten Körperchen. Vorsichtig taste ich mit zwei Fingern, die ich erst an den Myricablättern reibe, der Wirbelsäule nach, den Rippen, den feinen Schenkelknochen und den Fußgelenken. Es ist nichts gebrochen! Nur das kleine Herz rast vor Aufregung. Aber meine streichelnden Bewegungen scheinen dem jungen Lebewesen wohlzutun; wahrhaftig, es schnuppert am Fingernagel, wird ganz vertraut und bettet bequem Hälschen und Kopf auf seine Flanke. Wie schön glänzen die schwarzen Hornschalen der Läufe, wie weich ist der Flaum des Fells! Aber nichts läßt sich mit dem Blick vergleichen, diesem fast jenseitigen Blick, wie ich ihn nur noch bei neugeborenen Menschenkindern sah: Glanz der Reinheit, die von keiner Schuld und Sünde weiß!

Plötzlich richtet sich das Kitz hoch, steht auf seinen viel zu langen, kaum fingerdicken Stelzen, kann jedoch das Gleichgewicht nicht halten und sinkt langsam wieder zusammen. Nun ruht es eine Weile, richtet sich zum zweitenmal hoch, steht eingeknickt da, hilflos, fast unfähig, auch nur das Köpfchen gerade zu halten. Schwankend setzt es Bein vor Bein; der Wille zum Leben treibt das kaum geborene Geschöpf zielbewußt in die Heide. Schon auf zwei Meter wirkt die Mimikry; das gefleckte Jugendkleid ist vom Gestrüpp nicht mehr zu unterscheiden, in dem das Tier fast völlig untertaucht.

Vorsichtig gehe ich nach. Bei der Birke schiebt sich das kleine Reh ins welke Laub; dort mag es ruhen, bis die Rike kommt. Wir werden am Abend nachsehen; liegt es dann noch einsam, geben wir ihm eine Ziege als Nährmutter.

## Johannisnacht

Um sieben Uhr beginnt unsre dritte Wanderung; das Ziel ist eine Wildkanzel über der Heide. Schon senkt sich die Sonne nach Westen; gegen halb neun Uhr wird sie verschwunden sein hinter dem Horizont. Aber zunächst

lockt sie mit warmem Leuchten die Tiere alle auf den Plan; eine Feldlerche fliegt jubelnd hoch, der Kuckuck ruft, und die Rehe beginnen zu äsen.

Das Kitz haben wir nicht mehr gefunden unter der Birke, trotzdem wir das Gelände auf mehr als fünfzig Meter absuchten. Unsere Vermutung, daß die Ricke wiederkommen würde, ist Gewißheit geworden. Übrigens, die Rehe der Heide haben einen besonderen Schutzgeist: der große Brachvogel warnt sie, indem er melancholisch flötend über uns Menschen hin und her fliegt, so daß das Anschleichen des unermüdlich photolüsternen Gorny stets mißlingt.

Am Bach blüht die weiße Orchidee. Eine Libelle spielt über dem Wasser, huscht – smaragdgrüne Nadel – durch die Luft, und ihre dunkelblauen, glimmerglitzernden Flügel haben an den Enden je einen hellgrünen Punkt, ein Lichtauge. Im Spiegel des Wasserlaufs betrachten sich die abendschwarzen Schilfblätter; sie sind gewiß verwundert über ihr krauses Konterfei; denn die Wellen machen aus der geraden, schmalen Schwertform verschlungene Schnörkel.

Solch einen unbequemen Sitzplatz hatte ich noch auf keiner Kanzel. Schon nach zehn Minuten sticht Krampf meine Beine, und ich darf mich nicht rühren, weil sonst die Knüppel so gräßlich laut knarren. Trotzdem bin ich fünf Stunden dort oben gesessen zwischen den beiden Kiefern, von acht Uhr abends bis lange nach Mitternacht; körperliche Schmerzen vergißt man über der Schönheit eines solchen Naturerlebnisses: die Johannisnacht tat ihre Arme weit auf!

Goldene Lichter glühen zwischen den Abendwolken; das Grün und Rot der blühenden Wiese verblaßt ganz allmählich, und die Sattheit der Farne schattet zusammen. Heute abend stehen keine Himmelsburgen, keine stolzen Gralsschlösser am Firmament; gestaltlos-lange Bänder ziehen vor dem grauen Horizont, und der Sonnenball taucht durch sie hindurch, will in die Unsichtbarkeit der Nacht.

Aber der Widerschein bleibt als Goldglanz eine lange Zeit, wandelt sich in kaum zu beschreibender Mannigfalt; aus roter Glut wird Zinnober, wird ein mild strahlendes Gelb, kalter Messingglanz und grünes Blinken. Da-

zwischen verglüht der ganze Himmel; die Wolkenfahnen färben sich purpurn und violett, erstarren zu giftigem Lila, glühen blau mit züngelnden Reflexen; es ist unverständlich, wie viele Schattierungen solch ein grauer Abendhimmel haben kann.

Auch die Landschaft unter uns ändert ihre Farben! Eben war die Wiese noch lachsrot, beim nächsten Hinuntersehen ist sie resedagrün, zehn Minuten später fahl wie Stroh, dann bleiern grau, unbestimmbar endlich. Und selbst die Tiere werden einbezogen in diese Verwandlung. Seit einer halben Stunde bummelt im Blickfeld meines Glases scheu ein besonders vorsichtiger, alter Rehbock. Er trägt schwarze Stangen auf dem Kopf, muß seinen Bast am Wacholder abgerieben haben. Nur diese Gehörnfarbe bleibt beständig, ist der einzige Anhaltspunkt für mich, den Bock zwischen den hohen Halmen zu erkennen; denn sein hochzeitliches Haarkleid schattet stets in den gleichen Tinten wie das Gras.

Ganz zu Beginn der Himmelsphantasmagorie flog im noch roten Abendlicht ein mächtiger Vogel hinten aus dem Wald empor. Zwar hatte der Jagdherr nachmittags schon erzählt, daß in seinem Revier das wohl einzige Schwarzstorchenpaar der Heide horste; aber ich brauchte doch eine ganze Weile, bis ich diesen großen Flieger richtig ‚ansprechen' konnte, trotz seines charakteristischen Schnabels und der langen Beine. Nichts war nämlich schwarz an ihm, während er mit gewaltig weiten Schwingen zum Bach herunterstrich; schillernde, fast irisierende Bronzehaut schien den Körper zu umspannen, und die Bauchseite war hellrosa getönt.

Noch immer ruft der Kuckuck; es zwitschert überall am Boden und in der Luft; gegen halb zehn Uhr beginnt aus der Dunkelheit ein Rotkehlchen zu singen: schmelzend aufblühende Himmelskantilenen, deren Triller in der klaren Nacht verwehen. Meine Augen sind durch das langsame Verlöschen des Tages sehr aufnahmefähig; ich kann kurz nach zehn die Schwarzdrossel noch erkennen, die plötzlich dicht unter uns einfällt, ruckweise ein Lied hervorschmettert, aber flatternd abstreicht, als wir am Glühfeuerzeug Zigarren anzünden, der mörderisch stechenden Mücken wegen. Wir halten,

solange wir rauchen, die Hand vors brennende Tabaksende, lassen auch die Asche nicht hinunterfallen; denn bald müssen die Hirsche austreten und die Sauen. Alles Getier will ich sehen in dieser Johannisnacht! — Wenn bloß der Mond hochkäme, der magere, abnehmende Mond!

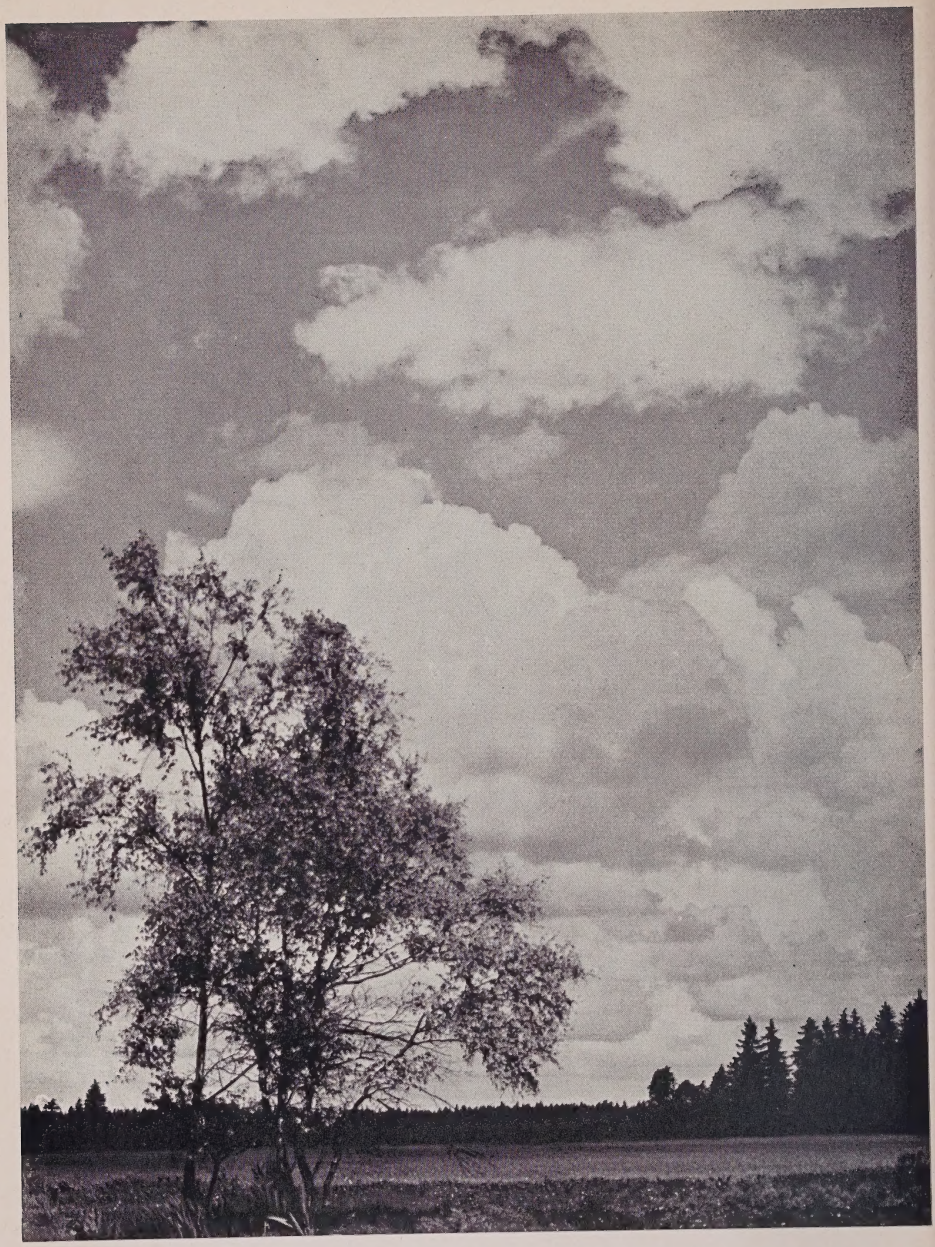
Da ist er, bringt aber nur Verwirrung in unsre Sicht; der Bachlauf, die Sträucher und alle Konturen, aus stundenlangem Ansehen scheinbar wohl vertraut, verändern sich nun sogleich zu unheimlich-riesenhaften Schemen. Der Stubben wird zur massigen Wildsau; aus den krausen Schatten eines Schilfbüschels formt meine Phantasie einen gigantischen Hirsch; ich muß mich immer wieder stumm beschimpfen, um keine Gespenster zu sehen. Zwei Ricken treten dicht unter unsre Kanzel, schieben ihre Hälse lang über das Gras, steilen die Ohren und – so lächerlich das auch klingt – ich dachte im ersten Erkennen an zwei junge Giraffen.

Geräusch lärmt auf; der Bach wird lebendig, es klatscht im Wasser – junge Enten, hungrige Ratten? Schade, die seitherige Stille war mir lieber gewesen, Frieden in der Johannisnacht! Ob wir heimgehen sollen? Mich friert; schmerzhaft klumpen sich meine Zehen. Die Leuchtziffern der Uhr zeigen zwanzig Minuten nach Mitternacht.

Da bewegt sich wieder einmal ein großer Schattenkörper über die Wiese. Diesmal täuscht mich nicht ein schwankender Busch; aus der Grabenmulde kommt ein geweihter Hirsch; ich sehe deutlich seine Stangen, und hinter ihm trollen vier, fünf, sechs Stücke Kahlwild. In weitem Bogen ziehen die Tiere durchs taunasse Gras, stehen immer wieder still, rupfen die Halme, kauen, werfen die Köpfe hoch und wittern. „Keine Gefahr!" versuche ich ihnen zuzufunken, „heute wird nicht geschossen. Nur sehen will ich euch, sehen im Geisterlicht dieser kühlen Johannisnacht!"

Der Zug der nahrungsuchenden Hirsche ist stumm und feierlich; ganz anders als das Poltern einer Rotte Sauen, die ungefähr zur gleichen Zeit – unsichtbar für mich – durchs tiefgelegene Bachbett planschen, schließlich am Uferrand hochkommen und die Erde mit ihren Hauern aufreißen, kaum sechzig Schritte von unserer Kanzel entfernt. Ein Schnaufen, das zornig droht, tiefkehliges Geröchel steht über dem schwarzen Klumpen der Tiere.

*Johannisnacht glüht über der Heide*



*Weiße Sommerwolken reisen hoch dahin*

Nun sind sie alle erschienen: Singvogel und Wasserratten, Reh, Hirsch und Sau, Waldstorch und quarrende Enten! Dazu duftet der Holunderstrauch, dessen weiße Blütenplatten wie mit Händen das Mondlicht bis zu uns heraufzuheben scheinen.

Es sei genug! Die Hirsche verschwanden bereits ins Wesenlose, und auch das Schwarzwild zieht jetzt davon. Wir wollen die Leiter hinabklettern, nach unserer Hütte gehen!

Aber schon bei der ersten Bewegung spüre ich, daß meine Schenkel und Beine garnicht mehr zu mir gehören, verkrampft sind und in der Kälte eingeschlafen. Ich muß mich knetend massieren, um das Blut wieder in Umlauf zu bringen; dann tasten wir durchs nasse Gras, über Graben und Bach, an der Myricawildnis vorbei zur Eichenallee; und immer wieder leuchtet da und dort am Boden ein Glühwürmchen auf, dessen silberne Laterne die Johannisnacht der Heide zu einem schimmernden Märchen macht.

## Königsfarn und Heidesee

Allein war ich am nächsten Morgen hinausgewandert, zog dem Rufen der Mönchsgrasmücke nach, verlor aber bald den kleinen Sänger, weil irgendwo ein Täuberich ruckte, mich einlud, seine gezierte Schönheit zu bestaunen.

Leuchtend strahlte die Sonne über den Birken, beglänzte das flache Land, das sich weit dehnte bis zum schwarzgrünen Gitterzaun der Nadelhölzer. Große weiße Sommerwolken reisten hoch dahin über die Heide; ihr luftiges Schweben raubte dem Himmel nichts von seiner blauen Fröhlichkeit.

Ich gehe ohne Ziel, bin dennoch gespannt, jedenfalls bereit, aufzunehmen, was immer die Natur mir heute offenbaren will. Hellgrün steigt da und dort ein junger Kieferntrieb aus dem Gestrüpp der Vorjahrsheide; bläulichgrau wuchern die Sträucher der Trollbeere, und sobald der Boden moorig wird, entwickelt sich der Sauerampfer zu dichten, hohen Dschungeln. Hier lebt gewiß vielerlei Getier; soll ich die nächste Stunde still verwarten? Aber drüben lockt ein Waldgehölz; ich gehe weiter, und das war gut; denn zehn

Minuten später hatte ich eine pflanzliche Kostbarkeit entdeckt, ein Naturwunder: ich sah zum erstenmal in meinem Leben frei im Wald den seltenen Königsfarn! Üppig, grünleuchtend breitet sich der Horst zu mehr als vier Metern Umfang, reicht mir weit über die Brust. Dicke Sporenstände sprießen zwischen den langen, schön gefiederten Blattwedeln, sind oben licht und unten ockergelb getönt, fast braun.

Aber was vermittelt eine solche botanische Beschreibung? Man muß sehen, schauen und — träumen! Dieser Königsfarn besitzt wohl von allen Pflanzen das älteste Bürgerrecht in Mitteleuropa; die Wissenschaft weiß, daß er schon im Eozän bei uns heimisch war, vor acht Millionen Jahren. Nun stirbt er aus, der Farn des Gottes Thor, Osmunda, heiliges Waldgewächs der germanischen Vorzeit!

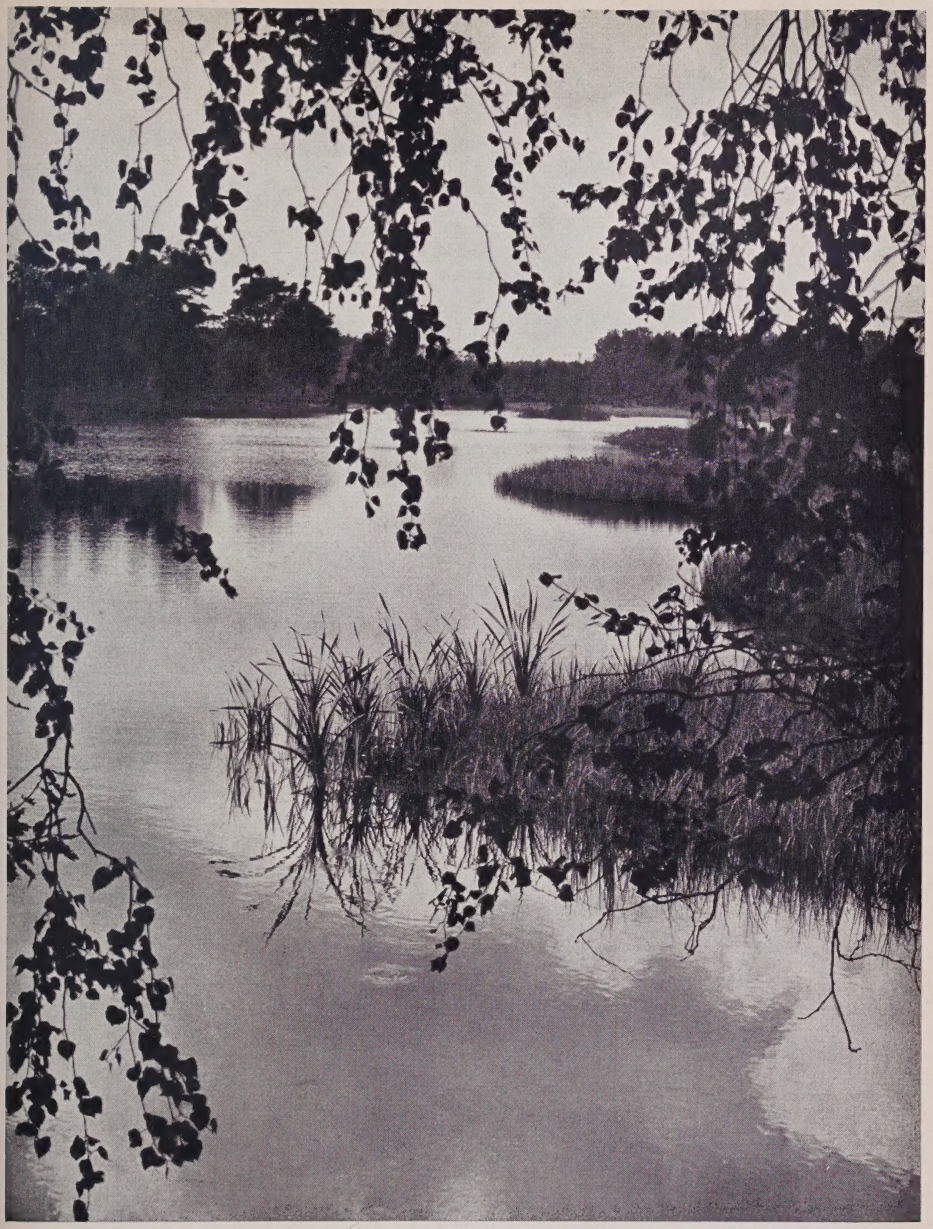
Ich muß lange dort gestanden haben vor dem Königsfarn, bin wohl auc etwas irre gegangen in den nächsten Stunden; aber ich entdeckte schließlich einen Damm, der mich hinausführte aus dem Torfmoor, stand gegen Abend am Ufer eines birkenumsäumten, lieblichen Sees. Ein großer Stein ruhte auf seinem Grund, funkelte bernsteingelb herauf mit schwarzbraunen Furchen. Hat mich Gott Thor verzaubert? Deutlich erkenne ich im Stein den Umriß einer Krone; Goldgeschmeide glänzt – Helmzier eines Riesen!

Und lautlos träumt der Heidesee, wiegt das Spiegelbild der weißen Wolken in der Sommerstille.

## Liebe zum Wacholder

Es gibt ginsterbestandene Heide, Birkenheide, Schilfheide, sumpfige und sandige Heide; aber am schönsten ist die Wacholderheide.

Leser, ich rate dir, schau die Heide an, ehe sie vollends umgepflügt, abgebrannt oder aufgeforstet wird. Die fortschreitende Kultur macht Äcker und Felder aus dem Heideland; unrentabel sind in unsrer Zeit die guten Heidschnuckenschafe; die Erika braucht fürderhin nicht das Schermesser ihrer Zähne, und Baumwolle ist billiger als ihr flockiges Fell. Magere



*Lautlos träumt der Heidesee ...*

*Die Pyramidensäulen des Wacholders*

*Schwarzer Fels der Heide*

*... daß junge Sauen ausgefranste Flügelohren haben!*

Stangenkiefern hat man in Reih und Glied auf die Heide gepflanzt, sie schütten alljährlich Samen aus den Zapfen, sorgen so selber für Vermehrung.

Aber noch findest du da und dort echte, wilde Heide. Glaub nicht, sie sei immerzu mit zärtlich roten Blüten bestickt, melancholisch süß wie ein Liebeslied! Im Frühsommer duckt sie sich stumpfgrün, aschig fast und unheimlich unter dem hohen Himmelsbogen, ist tolles Borstengestrüpp, Urwolle des Pflanzlichen, violett verschimmelt, kriecht endlos dahin in Ferne und Weite. Aus alten Zeiten sind dunkle Männer aufrecht in der Heide festgewurzelt, säulengleich erstarrt und von innen her glühend, die schwarzen Wacholder!

Mögen die Wolkenschiffe noch so eilig kommen und gehen, sie rühren nicht an den Fuß der Ewigkeit; doch die Wacholderbäume wissen um das Verharren: sie schweigen, sie atmen.

Wie ein schwarzer Fels wuchten kantig geschlossen vier uralte Machandelbäume aus der Ebene, sind ineinander verflochten zu *einem* riesengroßen Baum, dulden neben sich keine Erhöhung im flachen Land.

Anderswo ist die Heide übersät mit hundertköpfigen Wacholderfamilien; Pilgerzüge formen sich und weitgestaffelte Karawanen. Da gibt es kleine Wacholder, kaum von Faustgröße, dicke, dünne, gerade, krumme, angeknabberte und saftig volle, kugelige und Pyramiden-Wacholder, Kegel, Zylinder, ja Stäbe nur. Auch Schlangenbäume sehe ich, entfaltete Fächerbüsche, knorrige Säulen; unbestimmbar verschieden wächst die Form.

Nicht minder reich stuft sich die Farbe ihrer Nadeln, ist meltaubestäubt oder schwarz, hat dunkelblauen Glanz, schimmert lichtgrün, je nachdem die Sonnenstrahlen fallen. Einige Wacholder sind sogar rostigrot, die erfrorenen nämlich. Und wenn der Wind allzu heftig über ein Heideland bläst, Tag um Tag, dann verzichten die Wacholder auf ihren hochsteilenden Wuchs, winden sich verknorzt am Boden hin und suchen Stütze und Anlehnung unter den alten Laubbäumen, den Wettereichen, den elastisch schwingenden Birken.

Wieder einmal packe ich den Rucksack; die Hütte ist schon aufgeräumt;

stadtwärts zeigt unser Kurs. Gorny klappt seinen Plattenkasten zu. „Schade, die letzte ist noch unbelichtet."

Da fiel mir ein, daß garnicht weit von hier in der Kiefernschonung ein Wacholder steht, dessen Form von allem Üblichen abweicht. Seine Spitzentriebe sind zierlich gekräuselt, erinnern an Reiherfedern oder – weil sie just an der Spitze der Pyramidensäule so locker wehen – an einen geheimnisvollen, indischen Kopfschmuck. „Wenn es in der Schonung nicht zu dunkel ist, wollen wir die Platte riskieren", sagt Gorny. Doch der Waldgott hat andere Pläne. So unglaublich es klingt: mein Photograph, der, am Boden hokkend, eben den kleinen Wacholder knipsen wollte, mußte sich sehr in acht nehmen, daß ein neugierig dreistes Wildschwein ihm nicht in die Spiegelreflexkamera trollte. Er brauchte nur den Hebel herunterzudrücken, um wieder einmal die Überlegenheit des photographischen Objektivs zu beweisen: wer von uns allen wußte bis jetzt, daß – junge Sauen ausgefranste Flügelohren haben?

## Der Brocken ragt über die Sterne

Weil in jedem Reiseführer nachzulesen ist, der Endgipfel des Harzgebirges sei 1142 Meter hoch, scheint sich die Behauptung dieser Überschrift selbst zu widerlegen. Kümmern wir uns zunächst nicht darum; wir wollen zwischen das Flachland der Lüneburger Heide und die Gipfelwälder der deutschen Alpen eine Mittelgebirgswanderung legen, damit uns die Kontraste nicht zu sehr verwirren. Es ist Anfang Juli; die Sonne hat hochsommerliche Kraft; schon beginnt das Korn reif zu werden, goldene Ähren auf die Halme zu stecken. Aber am deutlichsten beweist sich die Sattheit des Sommers am rot blühenden Mohn, der die Wiesen säumt, prachtvoll leuchtende Gassen in die Felder sprengt.

Die Bahnfahrt macht mir Kopfweh. Es ist schwül; kurz vor Halberstadt – ich saß entgegen der Fahrtrichtung – wird der Himmel bleiern, fast schwarz, mit krankem Widerglühen. Regen spritzt an die Fenster; Blitz und Donner rasen.

Als ich mich umdrehte, nach vorn schaute, sah ich – so wie ein Traumbild – im Sonnenglanz den Harz. Großartig frei wächst das Waldgebirge aus der Ebene auf, mit *einem* Blick sichtbar und in seiner Gänze zu begreifen, als sei eine plastische Nachbildung in Taschenformat ans Fenster gesteckt. Lichtübergossen formt sich die lange Hügelkette; das Brockenmassiv türmt auf im bläulichen Nebel. Alles ist überdeutlich; jede Abgrenzung wird erkennbar, von den gelben Feldern des Vorlands bis zu den hellgrünen Wiesen, die schräg hochführen in die dunklen Waldrücken. Weiße Wolkenschirme schieben sich vor den blauen Himmel, Vorboten des violett-grauschwarzen Gewitterbreis, der von hinten aus der norddeutschen Tiefebene kommt.

Die Luft flimmert. Dreht das Gewitter ab vor der Steinmauer des Harzes, oder frißt es sich hinein in die Tannenberge? Gorny und ich vertrauen auf unser Wanderglück, verlassen in Wernigerode die Eisenbahn.

Zuviel Naturfreunde sind schon die Serpentinen hochgestiegen durch den sommerduftenden Fichtenwald, haben vom Rand der Hänge hinausgeschaut über die zurückbleibende Ebene, sich gefreut, wie während der angenehmen Überwindung von fünfhundertfünfzig Metern Höhenunterschied zwischen Wernigerode und Schierke der Ausblick Weite bekommt und freie Sicht; – ich mag davon nicht erzählen. Bequeme Menschen können ja auch mit der Bergbahn fahren, sitzend auf die Fichtenkronen schauen und auf langgestreckte Waldhügel.

In Schierke angekommen, mischt sich zu dem Nadelozon die Glutwärme des Mittags. Wir zwei Kameraden gehen ohne Hast weiter bergan, ruhen oft, legen uns in die Heidelbeerbüsche, schweigen und schnuppern, lassen uns von der Sonne bestrahlen, finden Kühlung im dämmrigen Waldsaal. Das Erleben liegt ja nicht in der Sucht, ein Ziel möglichst schnell zu erreichen, sondern im Auskosten jedes Augenblicks, im Genuß des ‚Unterwegs-Seins'.

Vierzig Meter hohe Steinklippen wuchten unvermittelt aus dem Tannenwald*), als seien sie – Reste der Schieferhülle über dem Urgranit – gestern

*) Diesmal ist die echte Tanne gemeint. Für gewöhnlich sage ich, wie im Volksmund üblich, *Tanne* zu beiden Arten: zur Rottanne (Fichte) und zur Weiß- oder Edeltanne. Hier im Harz (und auch im Schwarzwald) kommen beide Arten in größeren Beständen vor.

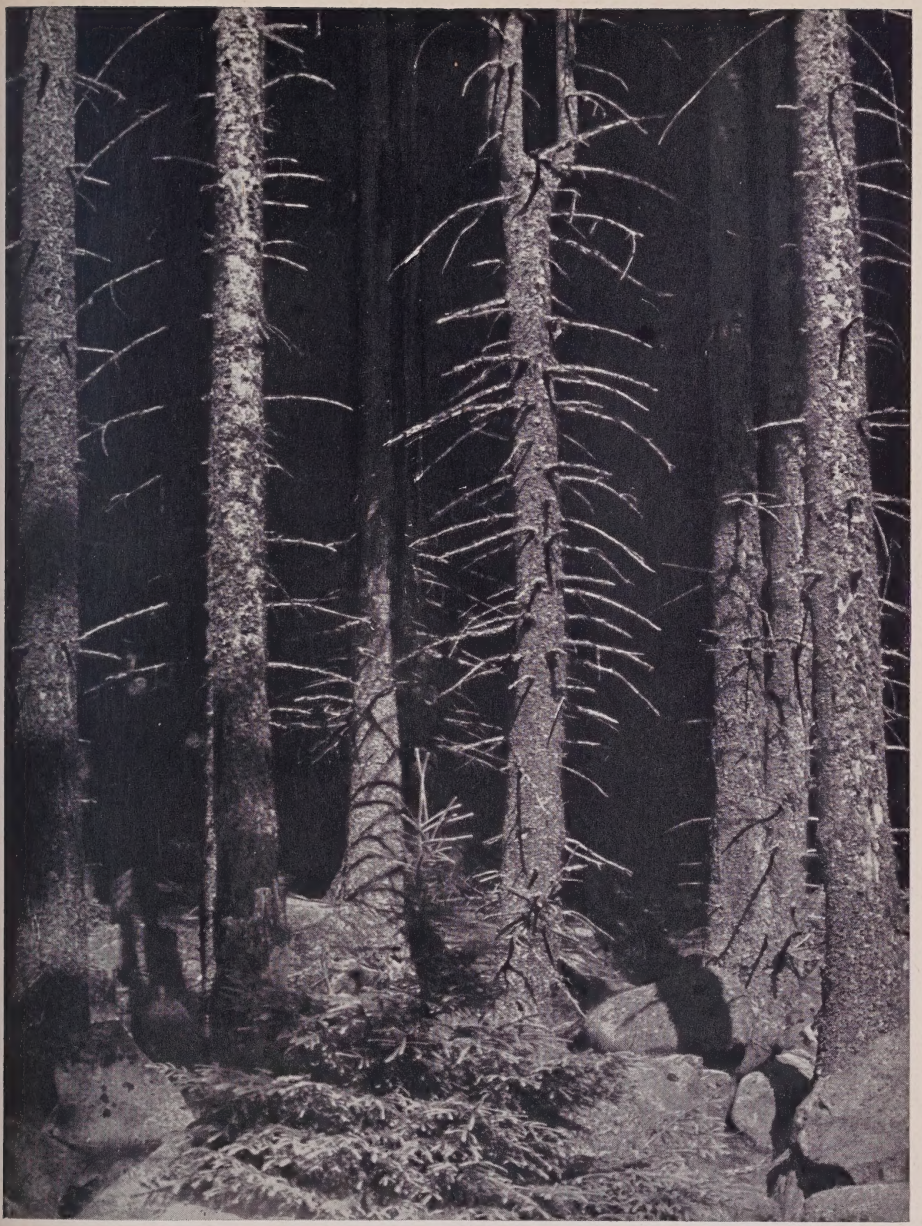
erst aus Quadern hochgetürmt, Spielzeug der Riesen. Da und dort wächst auf dem Klippenberg eine zerzauste Fichte, balanziert waghalsig am Abgrund und muß wohl ganz schwindelfrei sein.

Auch mitten im Wald liegen Felsblöcke, übermannsgroße, viereckig mit harten Kanten; einige zur Hälfte versenkt in der Erde, andere unordentlich hingeworfen, sinnlos, grau und fleckig-schwarz.

Zuweilen verwittern die Steine; Humuserde hat sich in ihren Schründen festgesetzt; Moos wächst darauf seit vielen Jahren, verdorrt und hat mit seinem Sterben die Möglichkeit geschaffen für das Wachstum dünner, spröder Grashalme. Hier ist ein Block Stütze der greisenhaft morschen Tanne; dort preßt sich ein anderer feindlich gegen den Stamm, will ihn abzwängen von seinem Weg zum Licht. Manchmal formen mehrere Blöcke eine Schlucht im Wald, bilden aufsteigende Terrassen, die überwuchert sind von Farn und Himbeerstauden.

Zwar sieht man den Himmel nicht im schwarzen Saal der rissig vernarbten Nadelbäume; aber aus den samt-goldenen Lichterflecken, die wie Glorienscheine da und dort auf einer Baumrinde, im Gestein und auf dem grünen Unterholz leuchten, schließe ich, daß die Gewitterbank abgetrieben worden ist vom Harz. Und als nach einer Weile der Weg sich wendet, die Sicht frei wird, bestätigt blaues Ätherprangen meine Vermutung. Wie schön ist die Welt hoch über den schwingenden Nadelgirlanden, wie stark duftet der Wald, wie freudig flammt die violette Blüte des Fingerhuts vom Boden hoch! Wanderseligkeit! Kaum merkte ich bislang das dauernde Aufwärtssteigen.

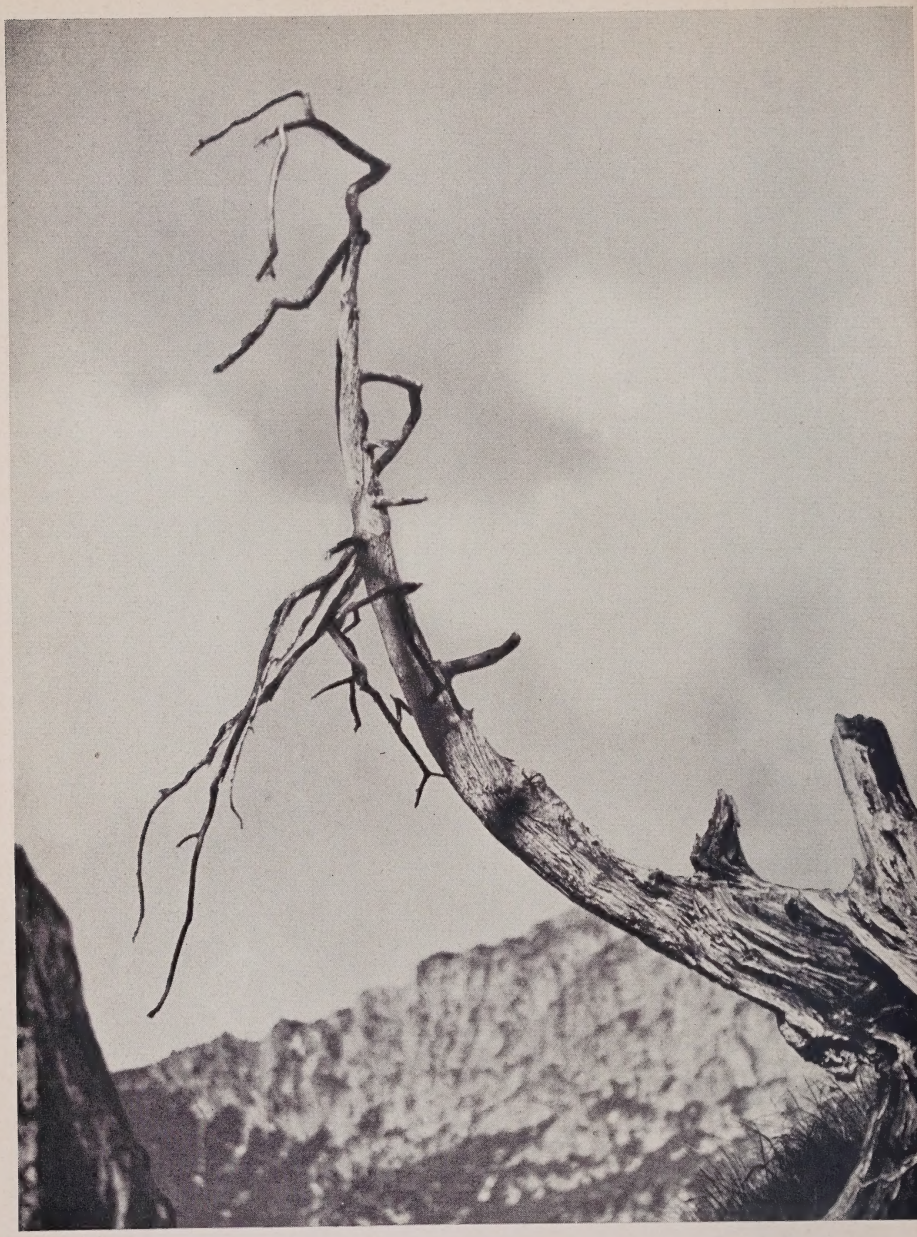
Aber jetzt endet der Liebreiz und das Grüne. Es geht gewalttätig bergan. Nicht aus Erde, Lehm oder Sand ist dieser Grund; Steine bilden ihn, große Steine, spitze und ovale, ausgehöhlte und kantige, Platten und Blöcke. Der Weg heißt ‚Knochenbrecher' und ich meine, es sei gar kein Steig zum Gehen, sondern ein erstarrter Gießbach aus Felsblöcken. Welche Zeitspanne braucht nicht solch ein Berg, bis unter Pressen und Stöhnen die Bewegung endet im Gestein, das Lockere festgerammt ist! Hunderte von Fichtengenerationen sind seitdem geworden und gestorben; sie haben ihren Lebenswillen gegen



*Dunkler Tannenforst auf felsigem Grund*

*Blau leuchtet der Himmel über den schwingenden Girlanden*

*‚Knochenbrecher' heißt dieser letzte Anstieg*



*Der Brockenwind dörrt die Bäume zu Skeletten*

das schiebende Granitgeröll gestemmt, das sie doch immer erstickte. Einige Tannen versuchen auch heute noch, die starre Gewalt zu sprengen, den Steinpanzer aufzuschneiden; sie bohren die Saugfinger ihrer Wurzeln in Riß und Spalte, tasten über die Quader hinweg, finden jede Erdfurche, die Halt und Nahrungsaufnahme ermöglicht.

Diese Fichten und Tannen wachsen nicht mehr senkrecht hoch; ihre Nadelmäntel büßten an Üppigkeit ein. Dörrt sie das sengende Sonnenlicht? Wir Menschen jedenfalls fühlen schmerzhaft die Glut auf unserer geröteten Haut. Mit lockeren Knien, tief und langsam atmend, Stetigkeit von uns selbst erzwingend, überwinden wir die letzten dreihundert Meter Steigung.

Nun verkrüppeln die Fichtenzwerge ganz, die Kiefern ducken sich, und aller Graswuchs endet. Wenn ein Baum trotzig seine Äste himmelwärts reckt, vertrocknet der Bergwind das lebendige Holz, macht schaurige Skelette aus Zweig und Stamm. Der Gipfel des Brockens ist erreicht.

Zuerst überschütten wir uns gegenseitig mit kühlendem Wasser; dann – es ist sieben Uhr abends – verlassen Gorny und ich das Rasthaus, gehen hinüber zu den Hornfels-Splittern, den Granitklötzen, um über diesen starr gewordenen Steinsee hinauszuschauen in die begrünte Welt der Täler. Mag unten der Hitzedunst brodeln, hier oben ist frische Luft; für uns steht die Sonne hell am Firmament. Aber es gibt nichts Vollkommenes auf dieser Erde; aus den Steingründen schwirren Mückchen hoch, so winzig, daß sie als Einzelwesen kaum sichtbar werden. Zu Tausenden überfallen sie uns Menschen; der Körper spürt ein garnicht lokalisierbares Jucken, ist überall gereizt und so gequält, daß die Romantik des steinernen Blocksbergmeeres alle Anziehungskraft verliert; man muß flüchten.

Ich begrüße lieber die Maultiere und Pferde, die frei laufen am Brockengipfel; ein Fohlen ist auch dabei, und alle drängen schon zu mir. Wie schnell spricht es sich bei den Tieren herum, daß ein Mensch in seiner Rocktasche etwas Würfelzucker trägt! Nun prescht mit flatternder Mähne ein Schimmel aus der windgeschützten Senkung am Südhang; man könnte meinen, er käme unmittelbar aus dem Flachland hochgestürmt.

Aber im Lauf verschattet das weiße Tier; die ganze Gipfelwelt wird plötzlich grau. Wolken sind aufgezogen, rußig graue mit violetten Rändern, hängen unheimlich über uns. Drunten in den Tälern ist noch gläserne Helligkeit; doch schon trüben sich auch die Wiesen und die kleinen Waldberge ein; es sieht aus, als fiele Aschenregen auf ihr Grün.

Ich bin in die Baudenstube gegangen, wollte mir nicht das schöne Erlebnis der Bergwanderung durch die glostende Atmosphäre schänden lassen. Aber um neun Uhr trat ich wieder hinaus ins Freie. Alles ist anders geworden und schön, die Mondsichel schwebt hoch im klaren Himmel, das Gewölk hat sich verzogen; nur von drunten aus der Tiefe steigt weißlicher Nebel auf, – so meine ich. Falsch! Die Wolken sind abgesunken, der Brockengipfel ragt jetzt über ihren Brei. Sie brodeln, ballen sich, stoßen an den Berg, flattern in Fetzen herauf, verhüllen da eine Zacke, dort zwei andere; plötzlich ist der Turm der meteorologischen Station weggewischt, der Mond gar ausgeblasen; ich stehe von einer Sekunde zur nächsten in einem grauen Nebeldampf, bin losgelöst von aller Kontur, und meine Haare, mein Gesicht, meine Hände fühlen sich ganz naß an.

Aber auch dieser zweite Wolkenüberfall wird abgeschlagen; um Mitternacht weitet sich der Himmel, schließt alle Fernen auf, steckt Stern um Stern in seine Höhe. Der Quaderbau des Brockenhotels verkümmert zu einem flachen Schatten; die wenigen noch hellen Fenster gelten nichts im Weben dieser lichten Nacht, löschen allmählich aus.

Ich steige auf einen Quader im Klippenfeld, will nach allen Richtungen Ausschau halten, nach oben und rings in die Tiefe. Es ist ein seltsames Gefühl, als letzte Spitze aufzuragen unter der unfaßbar hohen Kristallglocke des Äthers, ganz allein, nur umgeben von blinkenden Sternen. Sie sind überall, leuchten an meinem Scheitel, umgürten meine Lenden, ja, selbst aus der Tiefe funkeln sie herauf.

Wie kommen Sterne in die schwarzen Samtfalten der Täler? Wer hat die glitzernden Himmelslichter ausgestoßen von der Ewigkeit? Heruntergefallen zurMenschenerde, zucken sie angehäuft da und dort, verschwenden ihren Rest von Glorie und müssen schließlich doch sterben, einer nach dem andern.

Brauche ich mit Worten zu erklären, daß die Sternhaufen der Tiefe in Wirklichkeit Menschensiedlungen waren? Ilsenburg, Wernigerode, Goslar und die andern Harzstädte sah ich vom Brockengipfel aus im Funkeln ihrer elektrischen Beleuchtung.

## Heute wie vor einundzwanzig Jahren

Gegen vier Uhr wachte ich auf; der Morgen dämmerte vor meinem Fenster, und in dem Milchnebel glühte eine dunkelrote Scheibe, nicht der Mond, wie ich zuerst vermutete, sondern die am Leuchten verhinderte Sonne. Armselig ruckte sie hoch, wurde für Augenblicke gelb, warf ängstliche Strahlen in den Raum, als wolle sie sich mit diesen Lichthänden festkrallen; doch das Gewölk verschluckte gierig allen Glanz: ich sah auch diesmal nicht die Sonne aufgehen über dem Harzgebirge.

Auch dieses Mal? Ja, vor zwei Dezennien habe ich schon einmal hier oben gestanden, ein junger Mensch, schwärmerisch naturverwachsen, ringend mit dem Gefühlsstrom in der eigenen Brust. Der grenzenlose Blick hinunter ins morgenbeglänzte, sommerselige Waldland sollte damals ein Zeichen der Zustimmung sein, Antwort des Schicksals auf himmelstürmende Jünglingspläne. Doch das Orakel verhüllte mit Morgennebel sein Haupt.

Wie endete seinerzeit die Brockenwanderung? Da war ein Weg gewesen in die Tiefe, ein Fußsteig, der aus Steingeröll mitten in die Traumidylle führte, in süß versponnene Einsamkeit. Gern zöge ich als Mann erneut auf dieser Straße, tränke vom Wasser der Erinnerung – richtig, ein Bächlein lief nebenher, rauschte, und in seiner Kühlung wusch ich den Weltschmerz von meiner Seele.

Nach Süden, Osten, West und Nord sind Abstiegsmöglichkeiten vom Brocken. Die geheimnisvolle Kraft, die alle freien Tiere lenkt und von der zuweilen auch in mir ein Stückchen wirksam ist: instinkthafter Ortssinn muß mich jetzt leiten, damit ich ins Jugendland zurückfinde.

Irgendwo klettere ich bergab. Die Füße suchen, tasten und fühlen selbständig von einem Stein zum andern; Überlegung und alle Gedanken bleiben ausgeschaltet. Noch ist die Szenerie wild; wie schräge Hexenbesen starren, blatt- und nadellos, kümmerliche Bäume zum Himmel; ihre leeren Zweige sind alle nach einer Seite gedreht, ausgefranst vom Sturm wie schlachterprobte Fahnen.

Welch ein Kontrast! Mein Erinnerungsbild gaukelt mir einen lieblichen Waldweg vor, gesäumt von farbenfrohen Blumen; indes die Wirklichkeit mit grellster Sonne auf den Steinschotter brennt. Latschenkiefern ducken sich, und hartes Gras sticht spitze Halme hoch. Dennoch zieht mich eine innere Richtkraft gerade durch diese Unwirtlichkeit hindurch; nach vielleicht hundert Metern Abstieg sehe ich Heidekraut am Boden, da und dort rötet sich schon eine winzige Blüte. Niedrige Tannen stehen nun am Weg, reichen mir bald bis zum Kopf, recken sich und werden zu großen, schlank-geraden Waldbäumen. Unterholz: Buschwerk, Gras und Farn, Moos und Blaubeersträucher kommen hinzu; immer voller grünt die Welt, je tiefer ich steige. Waldvögel singen, eine Schlange ringelt sich als schönes Zackenband vorüber, Eidechsen huschen auf besonnten Steinen, und – fünf Viertelstunden nachdem ich die Suche begann, finde ich mitten im Forst meinen lieben, alten Bach.

Ja, alles ist da, wie ich es heute morgen aus dem Wirrwarr meiner Erinnerungen ausgegraben hatte: das sommerliche Halbdunkel zwischen den hohen Stämmen, die Geräusche der Luft, die sich erst allmählich zu klingenden Harmonien binden, der Farn mit seinen wogenden Riesenranken, die kleine blaue Glockenblume, der schmale Weg durch saftiges Gras, die goldenen Sonnenkringel und das kristallhelle Bergwasser, das jede Trübung wegfiltert über dem rötlichgelben Kiesgrund.

Ich setzte mich ganz still ins mittägliche Schweigen, horchte auf das Tönen, das sich aus Bachgemurmel, aus dem Geharf der Binsen und aus Bienenflug zusammenwebt, sehe einen Sonnenstrahl körperlich werden über dem Bach, spüre in der duftenden Wärme die Elegie romantischer Vergangenheit. Schatten leuchten, die Helligkeit wird samten in zauberischer Umkehrung der Begriffe; neben mir liegt mein Rucksack; er ist so leicht wie sein Bruder

vor einundzwanzig Jahren; damals und heute steckt nur ein Regenmantel darin, Waschzeug, Manuskriptpapier und ein zweites Paar Strümpfe. Nein, im Jahr 1911 hatte ich noch den Zarathustra bei mir und die Wesendonck-Briefe; hier muß es gewesen sein, daß ich . . .

So stark war die Übereinstimmung, der Gleichklang des Gestern mit dem Heute, daß ich erst am Kitzeln der Grashalme merkte, wie ich – unbewußt – auch im Jahre 1932 die Schuhe ausgezogen, Stück um Stück meiner Kleidung abgestreift hatte. Und wieder kommt eine Erinnerung auf: ob das Wasser noch immer so stechend kalt ist?

Es ist noch viel kälter; ein wütender Schmerz beißt meine Sohlen, meine Knöchel, kaum daß ich eintauche; Feuerbrand frißt an meiner Haut; wie Geißelhiebe wirken die Spritzer auf Rücken und Brust, und dennoch kann ich nicht aufhören, weiter zu planschen. Ich schöpfe mit beiden Händen das Wasser, trinke Schluck um Schluck, spüle alles Zeitmaß fort: Vergangenheit und Gegenwart sind eins geworden; das Glück atmet in jeder Wasserperle, die über meinen Körper rollt.

Über vier Stunden saß ich dann im Forsthaus, Gefangener des Regens. Man könnte sich einbilden, draußen vor dem Fenster sei flaches, holländisches Weideland; der Wald, die Bergrücken und das Felsgestein sind ausradiert vom sprühenden Prasseln eines Wolkenbruchs. Allein die dumpfen Seufzer der Kühe, die vor Nässe triefend auf der Weide stehen, zeigen an, daß unsre Welt aus mehr sich formt, als nur aus Wasserdampf.

## Walderdbeeren

Der Juli neigt seinem Ende zu; es wird Zeit, die Gamsreviere aufzusuchen, das deutsche Alpengebiet. Südwärts also, doch nicht *am* Thüringer Wald *vorbei*, sondern quer durch ihn hindurch.

Wäre mein Urteil voreilig, so könnte ich den Bericht über diese Wanderung in einen Satz zusammenziehen: der Thüringer Wald ist ein Regenloch!

Dunstend grau steigen die Hügel auf, rauchen vor Nässe und Nebel um fünf Uhr morgens; zur Mittagszeit dampfen sie noch, und gegen Abend schon wieder. Der Flußlauf der Schwarza führt lehmgelbes Wasser; die großen, tellerförmigen Blätter der Uferpflanzen sind wie Schalen angefüllt von tropfender Himmelsfeuchtigkeit.

Aber irgendwo muß ich doch dem Lieblichen begegnen, der sprichwörtlichen Anmut im sanft gewellten Thüringer Wald! Ich mag nicht untätig hocken bleiben, steige abseits vom festgestampften Pflasterweg hügelan durch den trüben Fichtenwald, folge einer Steinrinne, die zur Zeit des Schneeschmelzens gewiß reißende Gewässer zu Tal leitet. Jetzt sickert nur dünnes Geriesel unter den Steinen; der Regen plätschert ja bloß, manchmal hört er sogar gänzlich auf. Keine Schwüle lastet im Wald; ich steige leicht und freue mich über jede Viertelstunde, die der Regen nicht auf alle Zweige klopft.

Wahrhaftig, jetzt gleißt sogar ein grünes Glanzlicht irgendwo am Mantel einer jungen Fichte, der dick aufgeplustert ist – vor Nässe oder vor Wachstumsdrang? Schnell dorthin; es lichtet sich der Wald zu einer kleinen Wiese, und darüber lacht der blaue Himmel.

Nun schwingt und blüht die Daseinsfreude! Rasten, Umschau halten, die Gummi-Regenhaut vom Körper, Sonne trinken! Am jenseitigen Saum steigt heller Buchenbestand auf, die Kuppe scheint garnicht weit zu sein; vielleicht gibt es dort schon Ausblicke in die Täler.

Zehn Minuten Marsch hätten bequem gereicht; ich brauchte zwei Stunden, denn überall am Boden glühten winzige, dunkelrote Punkte – reife Walderdbeeren! So schön kredenzte sich mir die sommerliche Natur noch nie; ich habe ein vollständiges Mittagsmahl eingenommen zwischen den jungen Buchen, ein Mahl auf Knien, denn es wäre zwecklos gewesen, sich jemals hochzurichten; pausenlos konnten die Finger pflücken und ernten, die köstlich aromatischen Früchte zum Munde führen.

Mit allen Sinnen zugleich empfinde ich die Schönheit des Lebens. Die Augen freuen sich an Farbe und Form der festen Beerenfrüchte; Tastsinn, Zunge und Gaumen schwelgen in der süßen Würze, und das Ohr hört unterdes ein zirpendes Konzert, weil ich – also niedergekauert – mitten in der Welt der

Insekten lebe. Sieh nur den wippenden Farn; seine schönen Zweige sind Schaukelbettchen für viele kleine Käfertiere. Nun erwachen sie, räkeln sich in einem Sonnenstrahl und fliegen dahin, sommerlich geputzte Abenteurer mit grün und rot gesprenkelten, glänzenden Rüstungen.

Satt gespeist, grüßte ich winkend und dankbar die stille Gaststätte, zog den Hang vollends hinauf und sah von der Höhe, jetzt großartig frei, die Lieblichkeit des Thüringer Waldes. Täler und Bergrücken, grüne Matten, reifende Kornfelder, weit gestaffelt in alle Ferne; roter Mohn und blaue Glockenblumen nahe bei meinen Füßen, blühende Sträucher um mich, Laubbauminseln auf der Wiese, Sonnenflimmer und ein leichter, würziger Höhenwind!

Wir wollen die Zeit nicht messen; einerlei, ob ich Tage so verbrachte oder Stunden. Irgendwo fand ich einen kleinen Bahnhof, fragte am Schalter, ob ein Zug noch mehr waldeinwärts, höher hinauf fahre und verlangte dann eine Karte bis zur Endstation. Den Namen dieser Ortschaft vergaß ich längst; eine putzige Bimmelbahn schnaufte über das Stahlband der Schienen; ich fuhr durch feierlichen Hochwald, sah Disteln blühen und Felder rot, ja violett werden, überwuchert von unzähligen Fingerhutfanfaren. Ein dunkelgrüner Tannenberg prunkte herauf; breit und üppig floß eine Wiese den sanft schwingenden Hang hinab; dort vorn reckte sich einsam die Wetterfichte zum Himmel, faltete vor Sommerjubel ihre Zweige weit auseinander.

Aber auch die Vogelbeerbäumchen leuchten, sind über und über behängt mit lackroten Kugeltrauben; heißt das nicht Reife schon, Spätsommer? Nein, das Prangen hebt erst an: leuchte, du goldener Ball, aus dessen Strahlenwärme wir alle Kraft schöpfen und Lebensmut!

## Liebe macht blind

Als ich zur Mittagszeit in einem Kornfeld lag, droben im Thüringer Wald, da hörte ich immer wieder einen dünnen Fieplaut, wußte wohl, was er bedeute. Jetzt ist Blattzeit; das Blut der Rehe klopft stürmisch zwischen Juli

und August, treibt Bock und Ricke selbst bei vollem Tageslicht auf die Felder. Wenn ich nicht durch den Wind verraten werde, der am Waldsaum meistens kräuselt, kann ich heute wohl mancherlei zu sehen bekommen. Gorny soll sich mit gespannter Kamera dort in die niedrige Astvergabelung setzen; er beherrscht dann die Waldblöße und auch ein gutes Stück des Getreidefeldes.

Wieder fiepte die Sehnsucht, ganz dicht bei uns Menschen; ein feingliedriges Schmalreh schob sein Köpfchen aus dem Unterholz, öffnete die Lippen zwischen dem schwarzen Nasenfleck und dem milchweißen Kinn, sagte ohne Scheu, daß ihm ein Freier willkommen wäre und verschwand nach kurzem, vergeblichem Warten lautlos zwischen dem grünen Laub.

Stille war nun; träg geigten die Mücken. Ich sah hinauf zum Photographen, der garnicht bequem, mit angezogenen Knien im Astwerk balancierte und seinen schwarzen Kasten vor die Brust hielt. Dann folgte mein Blick einem lichtbebänderten Schmetterling, dessen Flügel auf und ab wippten, als wollten sie dem Körper Kühlung fächeln; – beinah wäre ich eingeschlafen, wenn nicht mit einem plötzlichen Satz, fuchsrot und breit gestellt, ein Rehbock auf den Plan gesprungen wäre.

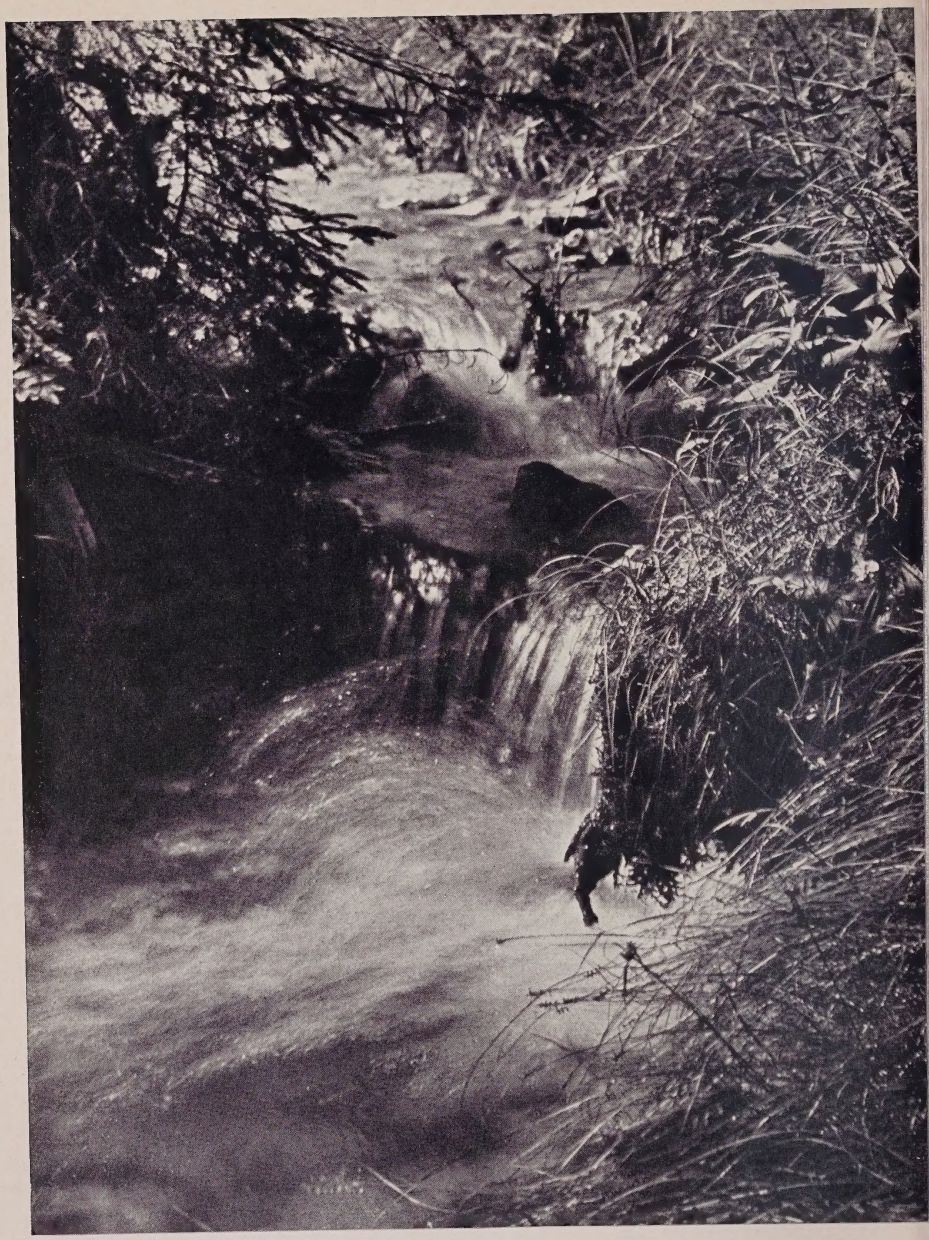
Er sichert kaum, schreit, hart und bellend, ganz kurz hintereinander „bö" und saust wie ein Bumerang, nur zwanzig Schritte von mir entfernt, in die goldenen Ähren. Blick zu Gorny, der so fassungslos dreinschaut, daß mir klar ist, auch er sei völlig überrumpelt.

Wieder „bäö-bö-bäö", und schon fegt der liebetrunkene Rehbock erneut auf die Waldblöße. Er schnuppert, hebt den rechten Vorderlauf (schön sieht das aus, sehr zierlich!), schnuppert noch einmal; natürlich, da stand kurz zuvor das Schmalreh; – unvermittelt scheinen viele Teufel wild geworden zu sein in dieser Tierseele: der Bock dreht den Kopf, so daß die Spitzen seines Gehörns schräg von unten aufwuchten, und greift an, blindlings alles, was ihm nur in den Weg kommt; Grashalm, Strauch, das Stämmchen einer kleinen Esche. Gegen jede Kante haut er in sinnlosem Toben, dreht sich wie ein Wirbelwind auf der Stelle; die Liebesraserei schaltet alle Vorsicht aus; er beachtet keineswegs das wiederholte Schnappen des Kameraverschlusses; Zerstörung, nichts anderes begehrt sein Wahnsinn!

*Der Thüringer Wald ist Lieblichkeit*

*Die Blattzeit hat begonnen –*

*Leidenschaft der Liebe!*



*Zwischen Gras und vielen Blumen plätschert der Waldbach*

Bis es drüben am andern Ende des Kornackers so laut und lockend fiept, daß selbst die Tollheit dieses Werben hören muß. Nun verhofft der hitzige ‚Sechser', lauscht und schleicht vorsichtig wie eine Katze durch die Ähren, verschwindet aus unserem Blickfeld. Ich stehe auf, glühend vor Erlebnisfreude, und helfe Gorny vom Baum herab. „Wenn diesmal nichts auf den Platten ist, hänge ich die ganze Kunst an den Nagel. Verflucht, das war schön!"

## Nur ein Puppenköpfchen

Nachmittags lockte mich Bewegungsdrang eine ziemlich steile Kuppe hinauf, vielleicht dreihundert Meter. Zwischen Gras und vielen blühenden Sommerblumen zog in Windungen ein glitzerndes Silberband zu Tal, der hüpfende, fröhlich plätschernde Bergwaldbach.

Wahrscheinlich habe ich nach Forellen Ausschau gehalten, ich weiß es nicht; vielleicht zog mich auch nur ein Sonnenfleck an; plötzlich bückte ich mich und holte aus dem Steinbett ein rosafarbenes Etwas hervor, klein, von Walnußgröße. Es war ein lächerlich primitiver Puppenkopf aus Porzellan, der am Hinterhaupt, dort wo bei uns Menschen das Genick ist, Buchstaben und Zahlen eingestempelt hatte: Germany 413/14.

Dieser Kitsch, fabrikmäßig erzeugte Massenware, muß sehr lange Zeit im nassen Grab gelegen haben; irgendwann hat ihn wohl ein Kind von Kurgästen achtlos weggeworfen. Sommer, Herbst, Winter und Frühling sind Jahr um Jahr darüber gezogen, die Wasser des Bergbachs schliffen alle Kanten fort; die Zerstörung aber wirkte Wunder, schuf ein Kunstwerk aus dieser Schablone.

Was Farbe war und Bemalung, ist ganz verschwunden; ein monumental großartiges Menschengesicht steht vor mir auf, ewig in seiner Vereinfachung. Das Übermaß des Ausdrucks läßt mich vergessen, daß jenes Gebilde kaum länger ist als das Mittelglied meines Fingers.

So haben die Meister des sagenhaften Atlantis, die Maya-Königspriester, so haben die Bewohner der Osterinsel in Fetisch-Titanen unsere Urform

umrissen: Antlitz der Menschheit mit tiefen Augenhöhlen, Rädersonnen, staunend aufgetan! Die Nase drückt sich flach unter der gebuckelten Stirn; ein nacktes, hochgewölbtes Schädeldach, und statt des Mundes zwei dünne Messerschnitte, die dennoch weise lächeln können.

## Hexentanz der Lüfte

Nun sind wir ganz oben im Thüringer Wald; dieser Fernblick soll zugleich Abschied sein; noch am Abend fahren wir den Alpen zu. Endlos nach allen Seiten dehnt sich unter mir das sommergrüne Panorama, freundlich und sanft.

Aber dämonisch brodelt es im Himmelsraum. Wolken jagen mit unheimlicher Geschwindigkeit von Westen her; zuweilen sind sie eher schwarz als grau. Dann lichtet sich wieder das Firmament, blaue Fetzen reißen auf; Sonne sticht hervor; Wattetürme ballen sich; ein grauer Rauch trübt die Helligkeit; Schleier wehen vorbei und neue, noch dickere Wolken stürmen heran. Die Jagd der Lüfte findet ihr Widerspiel in den schwarzen Schatten auf der Erdenwelt. Wo eben noch ein Waldtal in sonniger Bestrahlung glänzte, ist mit einem Ruck – wie durch elektrisches Umschalten – Düsternis; dafür flammt der Nachbarhang in goldenem Prunken auf. Scharf abgesetzt, gleichsam mit dem Lineal gezogen, springt ein Schattenstrich über die Wiese; irgendwo verdunkelt eine breite Wolkenhand zwei Täler und einen Hügel zugleich, wischt auch das helle Schloß vom Gipfel fort.

Hastig steigen wir in die Tiefe. Aber noch sind wir nicht zu drei Vierteln im Tal, als uns der Wettersturm einholt. Er bläst Staub und Nadelsplitter über uns, reißt die Unheilsäcke droben auseinander, peitscht die Welt mit dicken Hagelschloßen. Verdutzt kauern wir in einer Schonung; Blitz und Donner bin ich längst gewohnt; doch die Eiskörner im prasselnden Regen tun grimmig weh.

Fünf Stunden später fuhr der D-Zug bremsend über Serpentinen hinunter in die fränkisch-bayrische Ebene. Gorny und ich schauten aus dem Wagen-

fenster auf die letzte Bergwand des Thüringer Waldes. Vom Himmel strahlte Sonnenlicht; die vielen hundert übereinandergestaffelten Tannen leuchteten vor Nässe und saftigem Grün. Jeder Baum warf einen schwarzen Schatten hinter sich auf das Nadelkleid des nächsten, der wiederum das gleiche tat, so daß eine deutliche Treppenstufung ins Grüne kam von unten her bis hoch hinauf.

Nie in meinem Leben habe ich einen Wald so plastisch gesehen.

## Warnung an Bergsteiger

Die Hochtouristen, jene braungebrannten, bergfesten Männer mit den benagelten Schuhen, mit Kletterseil und Eispickel, sollen nun nicht weiterlesen in diesem Buch. Sie müßten sonst mitleidig lächeln über einen unzünftigen Autor und seine Vorstellungen vom Gebirge!

Ich empfinde große Bewunderung für Sie, meine Herren; aber weil es von mir ein Wahnsinn wäre, mit Ihnen konkurrieren zu wollen, müssen wir uns trennen, oder Sie bleiben für diese Lesestunden in meiner sehr bescheidenen Sphäre, versuchen, ob nicht auch so der Berg zu Ihnen spricht; anders zwar, trotzdem schön. Hand aufs Herz: wenn Sie ganz ehrlich sind, beglückt auch Sie ja nicht der Rekord allein, die Zahl der bezwungenen Gipfel, sondern die Stärke des Erlebnisses.

Meine alpinen Leistungen sind gering; über zweitausendachthundert Meter bin ich nie gestiegen, und jene Stelle, an der ich beinahe zu Tod verunglückt wäre, ist für Sie gewiß ein harmloser Spaziergang. Aber bei aller Selbsterkenntnis meines bergsteigerisch kleinen Formats behaupte ich, daß meine Augen die wahre Schönheit des Gebirges ganz aufgenommen haben, das Leben in Tier, Pflanze und Stein! Daher schreibe ich von jenen Wochen, da ich dreimal eingedrungen bin in die deutsche Alpenwelt: vom Chiemsee ins Gebiet des Wilden Kaisers, später zwischen Linderhof und Zugspitze, schließlich am südlichsten Punkte unseres Vaterlandes, dort, wo die Mädelegabel das Allgäu ziert.

## Erste Begegnung mit Gemsen

Wiesen, Kornfelder; dann baumbestandene Hügel; etwa bei Rosenheim wachsen die Berge immer klarer heran, die bewaldeten und die kahlen. Schroffen zacken hoch; ganz in der Ferne sieht man Schneehauben um die Gipfel, jetzt, zur Sommerszeit. Schemenhaft wirkt alles im überstrahlten Sonnenlicht, klein auch unter dem endlosen blauen Himmel. Weiße Wolken schieben sich über die Bergkämme hoch; ich meine, sie allein seien von körperlicher Existenz.

Freund Sigi, bayerischer Baron, als Tierfreund den Lesern meines Zirkusbuches wohlbekannt, ist zum Beruf seiner Ahnen zurückgekehrt und Forstmann geworden. Er hat sein Revier oberhalb des Chiemsees. Bei ihm will ich die Alpenzeit beginnen, er soll den ersten Pirschgang leiten.

Das Forsthaus liegt sechshundertachtzig Meter über dem Meer; in drei Stunden müssen wir weitere achthundert Meter hinaufgestiegen sein, um das abendliche Äsen des Gamswilds zu beobachten. Ich bekomme den langen, eisengespitzten Bergstock in die Hand gedrückt; meine Stiefel werden gerade noch als zünftig angesprochen; Gorny packt seine Objektive ein und die Platten. Weidmannsheil!

Heute kann ich es ja gestehen: ich habe meinen Mut, einfach loszusteigen, selber bestaunt; denn ein Blick die Längswand hinauf belehrte mich, daß über den Matten, den Wetterfichten schon das nackte Urgestein aufwuchtete. In der Einbuchtung zwischen den beiden Zinnen soll unser Ansitz sein, sagt Sigi. Dort hinauf, so hoch hinauf?

Unser Führer, Gewehr umgehängt, Fernrohr und den dicken Rucksack, gibt das Tempo an, ein erfreulich langsames. Man *rennt* nicht in den Berg! Mit stetig ziehenden Schritten steigen wir eine Stunde ohne Pause. Die Sonne glüht; Schweißtropfen rinnen mir über das Gesicht. Dabei sind wir noch mitten im Wald, zwischen geraden Tannen und weitschwingenden Buchen.

Zehn Minuten Rast und ein Rückblick ins Tal; die Landschaft ist zur Reliefkarte geworden, der hellglitzernde Chiemsee ein Spiegel aus Silber;

gleich einem bunten Schachbrett fügen sich Felder und Wiesen zusammen. Weiter bergan; es wird steiler, schattenloser. Auch Sigis Gesicht ist naß und rot; mir klopft der Puls in den Ohren; erst glaubte ich, eine Wasserpumpe stampfe neben mir. Gut, daß bei der Alm unser Pfad eine Weile eben verläuft; buntgefleckte Kühe, Pintschgauer und Simmenthaler Schlag, weiden das saftige Gras und läuten melodisch mit ihren Halsglocken.

„Die erste Hälfte haben wir in anständiger Zeit geschafft. Vorwärts, die Geröllhalde hinauf!" bestimmt Sigi. Wir müssen Sprünge machen; manchmal geht es über einen fast ausgetrockneten Gebirgsbach, immer weiter durch dichten Wald zum ersten Bergkessel, der rings von Steinfelsen eingeschlossen ist: stille Einsamkeit, Hochkirche der Natur.

Sah ich schon unterwegs Blumen, die mir nicht alltäglich schienen, Enzian, Arnika, ganz große, blaue Glocken und winzige, blutrote Sterne, so bin ich in diesem hochgelegenen Bergkessel wirklich fremd. Der Grund ist völlig übersät von Blumen, die auf fast meterhohen Stielen flache Dolden tragen mit vielen lila Blüten. Diesen bunten Ozean müssen wir durchqueren; es ist dumpf kühl hier und schattig; selbst die gelbgrauen Steinwände bekommen lila Tönung; nur ihr oberer Rand liegt noch im Licht.

Von jetzt an sollen wir nicht mehr sprechen; jeder Schritt muß überlegt werden, ehe man ihn macht; es könnte sein, daß irgendwo bereits Rotwild erscheint. Auch den Bergstock darf ich nicht mit der Eisenspitze aufsetzen. Stumm deutet der Führer da und dort auf Salzlecken und Hirschsuhlen, zieht uns durch sein Beispiel unaufhaltsam bergan in der Stille. Der linke Zacken muß noch umgangen werden in halber Höhe; drüben taucht schon der ‚Wilde Kaiser' auf, stellt seine Krone kühn gegen den Himmel. Greifbar nahe scheint er zu sein und ist doch so fern!

Wir schreiten geduckt über den letzten Graskopf unseres Berges, wollen behutsam vor bis an den Rand der Kuppe. Plötzlich wirft Sigi sich zu Boden — „Gams"! flüstert er; Zentimeter um Zentimeter rutschen wir auf den Bäuchen nach und schieben dann die Köpfe über den Abhang, der mehrere hundert Meter in einer schrägen Steinhalde zu Tal führt. Nur einzelne Krüppelkiefern unterbrechen das graue Einerlei.

„Zwei Stuck Gams und drei Hirschkühe, Glück habt's ihr", haucht mir der Bergbaron ins Ohr.

Doch selbst mit dem Triëder kann ich nichts erkennen; erst als mir Sigi sein lang ausgezogenes Fernrohr (das ‚Spektiv') zuschiebt, vorsichtig mit dem Finger die Richtung weist, vermag ich jene gelben und rötlichen Flecke durch die optischen Linsen heranzuholen und, so vergrößert, zu deuten. Etwa hundertachtzig Meter Luftlinie entfernt von mir äsen drunten die fünf Tiere; aber sie ziehen bergauf, nur Geduld und ganz stille sein! Ich lasse sie nicht mehr aus dem Blickfeld des Glases; jetzt müssen die Hirschkühe durch eine Senkung; für eine Weile verdeckt sie mir der große Block; nun stehen sie wieder frei, ich sehe ihre großen Ohren, glaube zu hören, wie sie das Gras abrupfen zwischen dem Geröll. Auch die beiden Gemsen habe ich in guter Sicht; die eine ist ganz fahlgelb, wohl eine Geiß, die andre dunkel, fast schwarz, ein guter Bock mit langen, kräftigen Krucken.

Was weiß ich noch vom Pochen des Pulsschlags, vom mühseligen Aufstieg in der Sonnenglut? Ich bin nur Auge, ganz dem Erlebnis hingegeben. In zwanzig Minuten werden die Gemsen und die Hirschkühe fünfzig Meter unter uns zum Latschengebiet hinüberwechseln, auf einer Straße, die – dem Menschen unsichtbar – ihnen vorgeschrieben ist. So sicher, wie der Erdschatten an der gegenüberliegenden Felswand hochwächst, weil die Sonne absinkt hinter unserem Rücken.

„Vorsichtig zurück!", sagt Sigi, „jetzt haben wir den rechten Wind. Dort drüben im Holz steigen wir ab, fassen die Gams von der Seite. Aber kein Geräusch; das Kahlwild merkt schon auf!" Nach meiner Überzeugung vollzog sich unser Rückzug vollkommen lautlos; dennoch schreckte hart und warnend der Hirschruf. „Sakra, Sakra!" Der Gebirgler luchste noch einmal hinunter: „Die damischen Roten sind fort; aber beide Gams halten aus."

Es ist nicht leicht, in schweren Bergschuhen geräuschlos abwärts zu gehen, auf Zehenspitzen gewissermaßen und ohne den Bergstock zu benutzen. Aber Sigi schaut so böse nach uns zurück, wenn nur ein kleines Steinchen rutscht, daß ich aus Angst, aufgefressen zu werden, beinahe schwebe.

Rasch kommen wir nicht voran, weil überall dornige Ranken, Büsche und

Disteln uns festhalten wollen. Doch nun ist das Gesicht des Barons freundlicher; wir mögen wohl im Bogen hundertzwanzig Meter talwärts gekraxelt sein. Er bückt sich wieder und schleicht horizontal zur Seite, kriecht, zögert, winkt uns: „Leise, leise!" Ja, ich kann schon auf die Geröllhalde sehen, nur ein Busch ist noch dazwischen; langsam schiebe ich mich links herum, lasse Gorny vor; denn auf höchstens vierzig Schritt Entfernung steigt eben die dunkle Gemse über das Gestein, hebt ihren Kopf mit den weißen Bändern, spitzt die Ohren und sichert.

Was nötig war, um in Sekundenschnelle richtig zu handeln, das tut der Photograph. Blick zum Himmel – Licht reicht aus: Tele-Objektiv aufgesteckt, Verschlußhebel herunter!

Einen Atemzug später pfiff die Gemse schrill und schneidend, sauste herum, lief mit unfaßbarer Leichtigkeit schräg bergan. Ich hörte nur noch Steine kollern, da fegte auch schon ein zweites Tier vorbei, das fahle Gams.

„Na", schmunzelte der Baron, „seid's ihr zufrieden mit eurem Jager?" Ich drückte ihm die Hand (viele Worte haben wir nie gemacht, alte Kameraden), und sah hinüber zu den funkelnden Zinnen des Wilden Kaiser, der als überirdische Götterburg im letzten Sonnenstrahl erglühte.

Aber warum stößt mich Sigi in die Seite? Seine Hand zeigt zum gegenüberliegenden Schroffen, der schon fast schwarze Silhouette geworden ist. Zerzauste Tannen säumen seine Kontur vor dem hellen Abendhimmel. Glas an die Augen! Der scharfsichtige Gorny schiebt bereits eine neue Kassette ein; richtig, dort droben neben dem struppigen Baum steht wieder eine Gemse, scharf ausgeschnitten, zierlich kleine Tiergestalt, äugt links und rechts in den Abgrund, bummelt nach vorn, legt sich eine Weile und wird von neuem sichtbar, wartet wohl auf andre Kameraden. Oder sollte das der Gamsbock sein, der zehn Minuten zuvor dicht bei uns Menschen stand?

Nun kam der Abstieg, das ‚dicke Ende' des schönen, jetzt rasch verdämmernden Tages. Sigi drängt: „Schluß mit dem Naturgenießen! Wird ja schon ganz dunkel; der Marsch über den offenen Hang ist mir bei Nacht zu gefährlich für euch; die Steine liegen locker."

Mir war's auch in der Dämmerung schon schlimm genug. Ich bin derartig stürmischen Talfahrten nicht gewachsen, versuche durch Einstemmen des langen Stocks zu bremsen; aber dauernd gleite ich aus, bemühe mich zwar, einigermaßen den Anschluß an Sigi zu halten, der wie ein Floh in Zickzacksprüngen abwärts hüpft. Doch ich kann es mit aller Sicherheit voraussehen, daß ich in kürzester Zeit mir irgendwo den Schädel einschlage oder zumindest einen Fuß breche. Soll ich ‚Halt!' rufen? Nein, da setze ich mich lieber auf die Hinterfront, vertraue dem festen Lodenstoff der Buxen und rutsche – mich selber auslachend – auf meinem Hosenboden bergab. Auch so geht es noch recht stürmisch; aber ich kann mich wenigstens an einer Latsche, einer Fichte abbremsen, komme auch tatsächlich heil zur Hochwaldzone; Gorny hinter mir auf ähnliche Weise. „Gut habt ihr euch gehalten für den Anfang", sagt der Baron; „immerhin, im Rucksack war Verbandzeug genug, eine Taschenlampe auch und Holzschienen für jeden Knochenbruch."

Zu Hause sind wir noch lange nicht; fast drei Viertelstunden tasten wir uns weiter durch die Dunkelheit, gehen in Serpentinen über einen Holzfällerweg, der sich deswegen markiert, weil links davon geschälte Fichtenstämme liegen. „Nicht darüber hinaustreten! Wir sind am Steilhang der letzten Schlucht. Zweihundert Meter fallt's ihr sonst senkrecht hinunter!" Wer mag mir verübeln, daß ich diesmal auch für noch so zahlreiche Glühwürmchen kein Interesse hatte?

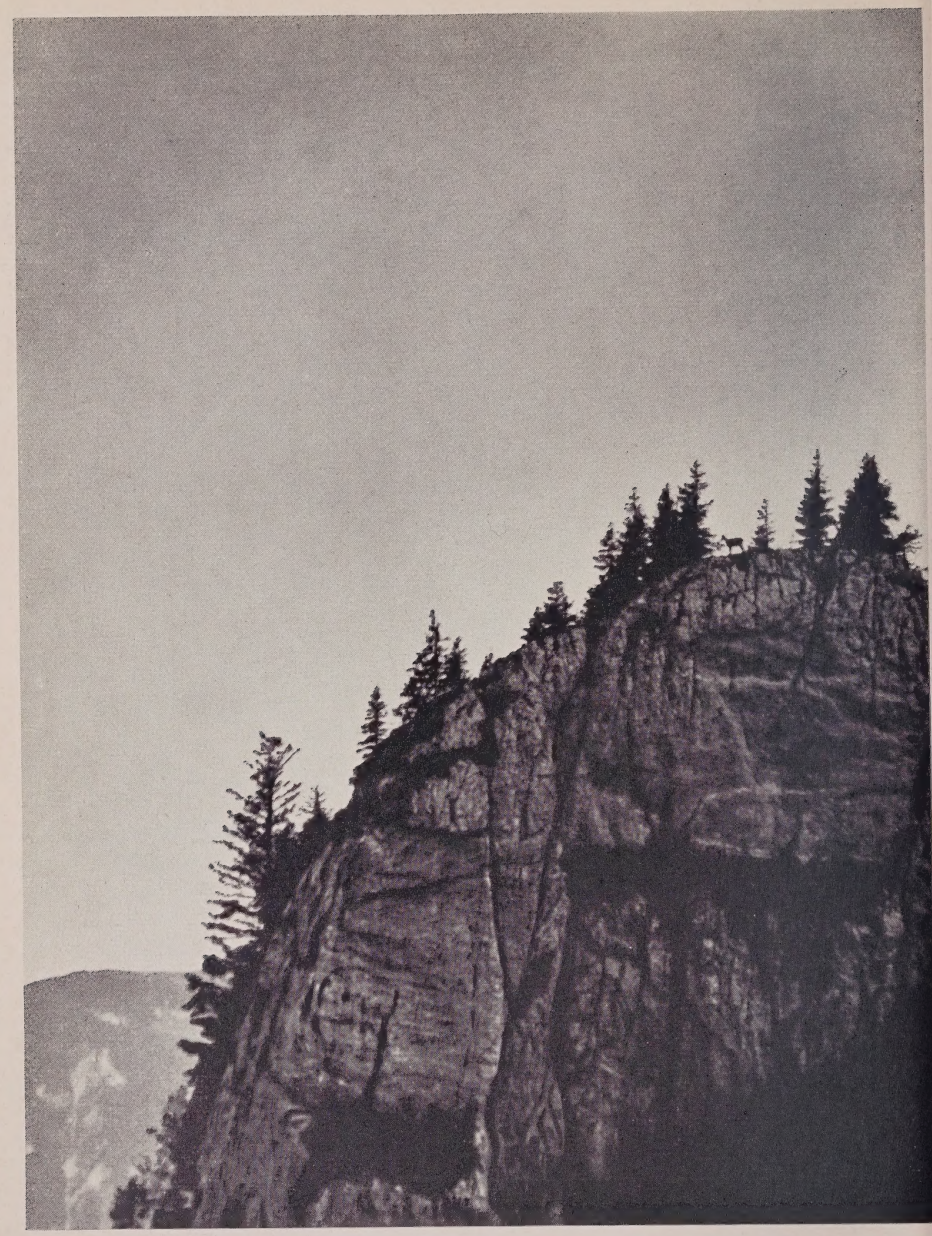
Doch dem Abendbrot, das uns Sigis herzensgute Mutter schließlich auftischte, sprachen wir in fast unanständiger Weise zu.

## Nachtfahrt unter Sternen

Der August begann mit einem brütend heißen Tag, der alle Lebensgeister lähmte. Dazu noch auf der Eisenbahn!

Wir fuhren Stunde um Stunde, wollten in unser zweites Alpenrevier. Schließlich kam der Abend, nahm den Bergen ihre Plastik, dunkelte sie zu schwarzen Steilflächen. Auf den Höhen glühten rote Hüttenfeuer; eines da-

*Die Gemse hebt witternd ihren Kopf*



*Hoch oben am Gipfel, zwischen den Tannen, steht das Gams*

von spiegelte sich im kleinen See, oder war es das letzte Aufleuchten der Sonne?

Um zehn Uhr in der Nacht bat ich den Kutscher, seine Pferde einzuspannen und mich langsam über die Paßstraße zu fahren, das breite Ammertal entlang, zwischen den Waldbergen. Ich setzte mich auf den Kutschbock, sah, wie während des Vorwärtsschaukelns das rechte Vorderrad und ein schmaler Wegstreifen vom Licht der Laterne beleuchtet wurden, hörte das Pferdeschnauben und freute mich über den guten Geruch: Lederzeug und Tier.

Aber die körperliche Umwelt tropfte bald zusammen; der Kosmos sprach; übergewaltig blaute die Nacht auf, schob das Grillengezirp zur Seite, die wispernden Gräser und die herrlich hohen Zackenfichten. Selbst die Berge wurden wesenlos, ob sie auch rechts und links hochtürmten am Weg.

Gültig allein ist der Himmel, eine fast grauenhafte Großartigkeit, wie sie im flachen Land so hoch, so überklar niemals wirksam wird. Unzählbar sind die Sterne; sie glühen, brennen sogar. Die Milchstraße stäubt wie ein silberner Fluß über das Firmament; Sternschnuppen graben ihre Bogenschrift für Sekunden quer durch die vertrauten Planetenbilder, ritzen an der Deichsel des Großen Wagens.

Eine Wolke, farblos zwar, aber dicht geflochten aus Dunst, verdeckt mir für eine Weile die Sternensicht, wandert weiter und vergeht hinter einem Berg. Die Ewigkeit atmet, läßt leichtbeschwingte Firnenluft zu unserer Erde strömen, und dieser kühle Ozon mischt sich mit der Sommerwärme, dem Duft von Heu und Blume, von Wasser und Getier.

## Schneckenparadies

Der Regen fällt hier im Gebirge schnell zu Boden; er hüpft und springt. Weil die Wolken vom Tiroler Wind mit starker Kraft geblasen werden, kommen sie garnicht dazu, sich lange festzuklumpen, drängen hinaus in die Ebene und überlassen immer wieder der Sonne das Feld.

Ich streife trotz des unbeständigen Wetters fast dauernd durch den Bergwald, der nicht gepflegt ist im forstlichen Sinn. Zwar wachsen seine Fichten

besonders hoch, sind stark und kerzengerade; wenn aber ein Stamm altersmorsch zusammenbricht, der Blitz einen gesunden brennend umwirft, läßt man den toten Baumkörper liegen, da sich der Transport zu Tal nicht lohnt. Kräuter und Farne wachsen über ihn, saugen Kraft aus seiner Verwesung. Auch im Flußtal sehe ich zwischen den Steinen Baumskelette, die während der Schneeschmelze von oben herabgerissen wurden.

Da und dort holzt man bequem gelegene Hänge ab. Wie Riesenstreichhölzer liegen die geschälten Stämme kreuz und quer auf der Schräge; die Arbeiter drehen sie so, daß einer nach dem andern von selber abrutscht zur Talstraße, wo schon ein Fuhrwerk ihrer harrt.

Weil der alte Hirte prophezeit, daß in den nächsten zwei Stunden die Sonne bleibt, will ich zu jener Waldwiese gehen, wo besonders viele gelbe Margeriten wachsen neben dunkelblauen, weißen und roten Blumen. Bilde ich mir nur ein, das Blühen sei hier in den Bergen viel stärker, das Summen der Insekten lebhafter, fröhlicher der Gaukelflug der Schmetterlinge? Wilde Orchideen locken; eine Libelle schnappt im Flug die Mückchen, ist schön und grauenerregend zugleich, ein schillernd unheimliches Raubtier der besonnten Luft.

Gut, daß ich hohe Stiefel trage; man kann sich von der Bodennässe keinen rechten Begriff machen. Die Wiese wird sumpfig, und dort, wo sie an den Wald stößt, ist nichts zu sehen als ein wogendes Chaos der Pestwurz. Unkraut, gewiß; aber mir gefallen die riesenhaften Blätter des Huflattichs, weil sie so maßlos sind in ihrem Wuchern, das ganze Feld allein behaupten.

Komm näher heran! Auch ihnen ist ein Ziel gesetzt. Erkennst du die Löcher in den herzförmigen Blatt-Tellern? Als sei eine Ladung Schrot durch jedes einzelne geschossen worden.

Wir sind mitten im Schneckenparadies! Zu Tausenden wirken sie hier, große mit gelben Häusern auf dem Rücken, winzige schwarze, graue und braune. Sie ziehen glitzernde Schleimspuren hinter sich her und fressen Stunde um Stunde, den Tag hindurch, vielleicht auch in der Nacht, bewältigen alle Lattichblätter im Drang des Sichernährens.

Ich wußte nicht, wie wachsam diese Schnecken sind. Oder soll man besser sagen: wie achtsam? Wenn immer mein Kopf auf etwa fünfviertel Meter an solch eine Schnecke herankommt, rucken die vier schwarzen Fühler zurück, der Kopf schrumpft ins Muskelfleisch des langen Leibs, und auch dieser verschwindet bis auf eine Art Haftefuß unter dem Schneckenhaus. Mehrere Minuten vergehen, bevor die gestielten Teleskopaugen wieder aufragen, die Fühler tasten und das Weichtier sich von neuem fressend vorwärts bewegt auf dem Pfade seiner Nahrung.

Es ist mir zu dumpf, zu naß im Schneckenparadies. Ich gehe hinüber nach der Sonnenseite, setze mich auf einen Baumstrunk und stütze meine Füße auf einen andern, damit das Stiefelleder trocknen kann. Blasse Vergißmeinnichtblüten locken einen flammend roten Schmetterling zu Gast; eine dicke Hummel zwängt sich in die weiße Glockenblume; ich beuge mich tief herunter, um eine reife Erdbeere zu pflücken.

Wie viel zerstört ein Mensch mit jedem Schritt, mit jeder Handbewegung! So sehr ich mich in acht nehme, überall rollen die Regendiamanten von den Blättchen; jetzt stößt mein derber Gebirgsstiefel an den Strunk, ein Stück Rinde bröckelt ab und enthüllt auf dem weichen Holzmoder eine aufgeregt hastende Welt kleinster schwarzer Ameisen. Sinnlos, wie es scheint, rennen sie durcheinander; in Wirklichkeit aber tragen je zwei und zwei winzige weiße Tönnchen fort, bringen so die nächste Generation in Sicherheit.

Ich will den Deckel der abgefallenen Rinde wieder festmachen; es gelingt mir nicht. Dagegen erkenne ich auf diesem verfaulten Borkenholz eine Welt von wundervoller Form und Farbe. Moosgeflecht webt über den bräunlichen Zunder einen hauchdünnen, silbergrauen Teppich; aus ihm sprießen lange Fadenpilze senkrecht hoch, nur millimeterstark, sind grün wie oxydiertes Kupfer und tragen an ihren Kopfenden rotglühende Hauben, Kugelmützen aus Rubin. So mag der Triaswald ausgesehen haben vor sechzehn Millionen Jahren, um ein Vielfaches größer nur als diese untergehende Welt, auf deren Rinde Stalaktiten glühen.

Der Förster will auf seiner Abendpirsch dorthin gehen, wo der geschlossene Fichtenbestand endet, der Wald mit den Matten, den Latschengebieten und den nackten Steinkars um Geltung kämpft. Gut, daß ich im ostpreußischen Herbst, im mecklenburgischen Winter das Springen über Bachläufe üben mußte; mein Führer denkt nicht daran, Brücken oder auch nur Baumstammübergänge zu suchen. Obzwar schwer bepackt, schnellt er vom Ufer mit einem Satz anderthalb Meter weit auf einen Stein, der schon vom Wasser bespült ist, watet durch die Gischt, schwingt sich drüben hoch zum andern Grasrand. Ich muß folgen; er dreht sich garnicht um, überläßt es mir, auf dem glitschigen Grund zu balancieren oder ein unfreiwilliges Bad zu nehmen. Wege gibt es nirgendwo; über gestürzte Bäume, durch Gestrüpp, über Moosteppich und mannshohe Felsblöcke klettern wir ohne Pause; denn die Kanzel soll erreicht sein, ehe das Rotwild austritt.

Wieder stößt mein Blut pochend an Hals und Ohr; gern hätte ich die leuchtenden Berganemonen angeschaut; keine Zeit, vorwärts, immer höher hinauf! Der Förster hat ja ein Ziel: seine Büchse muß knallen, der Abschuß des Kahlwilds hat begonnen. Ich weiß, daß auch dies nötig ist zur weidgerechten Hege; doch im stillen gelobe ich mir, künftig nur noch allein zu pirschen, zu rasten, wenn immer ich will, auszukosten, was die Natur mir *unterwegs* erschließt.

Dennoch brachte eben diese Pirsch die Erfüllung einer großen Sehnsucht! Wir näherten uns der ‚Waldkampf-Zone'; nur noch vereinzelte Laubbäume standen auf der grünen Halde; Heidelbeerkraut und viele Sträucher bildeten dichtes Unterholz; links zog ein Fichtenbestand noch vielleicht siebzig Meter aufwärts, rechts sah man durchs Geäst schon die helle Fläche des Steingerölls. „Ich werde einfach stehenbleiben und verschnaufen", sagte ich zu mir selbst, „mag der Jäger weiter trollen; die Krüppelföhre paßt sehr gut als Rückenstütze."

Im gleichen Augenblick zerspringt die Stille der Natur; Lärm, heftiges Getöse, ein Rauschen irgendwo, und kaum fünfzehn Schritte von mir entfernt fährt mit gewaltigem Flügelschlag ein braunschwarzer, großer Vogel aus der Dickung, stößt ungefähr in Höhe meines Kopfes ganz gerade zwischen den Bäumen nach vorn. Plump und schwerfällig ist sein Leib; aber die weiten Schwingen peitschen sehr schnell und fördernd die Luft; wie ein massiges Lufttorpedo fegt das dunkle Waldgeschöpf hinaus in die Steinwüste.

War unter dem langgestreckten Hals nicht grünes Leuchten? Ich stehe, als sei ich erstarrt; allzu plötzlich kam die Überraschung. Auch der Förster hat sich herumgeworfen; weil er schräg über mir schon im Steinkar gewesen war, hemmte seine jähe Umkehr den Flug des Auerhahns, drückte mir das herrliche Vogeltier noch einmal zu, so daß ich nun ganz deutlich die lackrote Augenbraue sah, den beinweißen Schnabel, die grünglänzende Brust; ja, ich spürte auf meiner Gesichtshaut den Luftdruck der rotierenden Flügel.

Keine zwanzig Sekunden brauste die Erscheinung. Schon war wieder Stille; weiter bergan stieg der Forstmann. Aber diese zwanzig Sekunden sind in meinem Walderleben ein ganz großer, wundersamer Gewinn.

## Wolken glühen über mir

Ich liege auf der besonnten Graskuppe eines Berges, achtzehnhundert Meter über dem flachen Land. Greifbar nah ist der Himmel und weitet sich doch unendlich fern. Was gilt mehr: der Sonnenstrahl oder die Bläue des Firmaments? Die Gewißheit, ein fühlender Körper zu sein, oder die Lockung, das Rätsel der Ewigkeit zu lösen? Ich kann mir vorstellen, noch der Tod müsse schön sein im schwebenden Weltraumäther.

Nie hat mich der Himmel so aufgewühlt, so todesfreudig angezogen! Ich sehe weiße Schaumgebilde kommen und gehen, kreisen und vorüberjagen, Gestalten formen, zu Schleiern verwehen und ins Nichts zerfließen: Wolken, Ballungen aus Wasserdampf!

Wolken, heute erst ahne ich die Grenzenlosigkeit eurer Wege! Ihr seid rein wie die ersten Frühlingsblüten und ebenso vergänglich. Turmhoch steilt ihr auf, bleibt dennoch nur ein Spiel; ihr kräuselt, Flaumfedern gleich, über den Gebirgen, rettet euch durch einen Sprung, und wenn ihr einst auch überschwer geworden seid und sterben müßt, die Wiedergeburt ist euch gewiß. Solange es Leben gibt auf unserem Stern, werden immer Wolken am Himmel reisen.

Vernichtungswillen drückt die zarten Luftgebilde ineinander; aus Wind und Gegenströmung wird grandioser Kampf. Da und dort schatten die Wolken schon; Fäden schießen aus dem Dunst, bösartige Spinnenbeine, die das Gewölk zusammenkrallen, bleischwer machen und schwarz. Nicht überall; drüben ist eine Wand noch ganz porös, Sonne blinzelt hervor und macht das Graue grün, krank und giftig eingeschwefelt.

Aus trunkenem Zusammentorkeln der Wolken entsteht jäh ein Gewitter. Sturm heult, vernichtet das Summen der Käfer und der Bienen, verjagt auch die gefleckte große Heuschrecke, die seither über meinen nackten Oberkörper hüpfte.

Ich will dennoch nicht zu Tal gehen, bleibe liegen und sehe weiter hinauf in den Himmel. Noch ist ein breiter blauer Fleck im Ozean der Luft. Ein kreisrundes Wölkchen, zur Hälfte sonnenbestrahlt, zur andern schimmernd grau, rollte eben hinein, und von der andern Seite nähert sich ein gleich schönes Geschwister. Bald werden sie zusammenstoßen, sich beißen und vernichten, fürchte ich. Nein, ganz weich geschieht die Verschmelzung; innig küßt die Rosenrote den perligen Saum der andern Wolke, und bei lösen sich in violettem Goldglanz auf.

Kein Blitz kam, kein Donner und kein Regen; auch dieses Gewitter trieb dem Flachland zu. Wie gedrechselte Barocksäulen ragten die letzten Wolkenberge auf ins Firmament, verbrannten rot, während ich zur Försterei hinunterstieg. Aus dem Stall kam langes Stöhnen; ein Pferd hustete, das sich gestern wohl im Regen erkältet hatte.

## Der Gebirgsbach spricht

Diese Alpenforsten, urwaldartig wuchernd, werden genährt und bedroht zugleich durch zahllose Wasserläufe, Rinnsale, Gießbäche, durch brausende, tosende Kaskaden. Selbst ganz oben im nackten Fels zwingen die Bächlein Gras an ihre Ufer; wo sie die Matten durchrieseln, mehren sie die Üppigkeit, und auch im Fichtenwald zaubern sie Blumen links und rechts an ihren Weg. Doch viele Bäume sterben durch ihre niederstoßende Gewalt, werden einfach umgestürzt.

Mich zieht es geheimnisvoll immer von neuem an die schnellen Bergwasser, wenn ich allein durch die Reviere streife. Muß man eigentlich immerzu wandern, weite Wege gehen? Eine Bohlenbrücke überdeckt die Klamm; Kiesel sind auf die parallelen Stämme geschüttet, können wohl einmal als Lager dienen für meine Mittagsruhe, als ein hartes zwar. Ich breite den Lodenmantel aus, schiebe zwei große Steine zu einer Kopfstütze aneinander und strecke mich der Länge nach auf jenen Grund. Wald ist um mich, Stille und vielfältiger Duft, ein grünfunkelndes Zwielicht. Augen zu! Heute lockt mich nicht der wasserhelle Himmel, ich genieße innerlich; meine Lungenflügel erfreut die Kühlung, die von unten her aufsteigt aus dem Bach, dennoch die brodelnd heiße Sommerluft wirksam bleiben läßt. Frei schwebt der Körper zwischen zwei Atmosphären.

Schließlich drehe ich mich um, liege auf dem Bauch, schaue waldeinwärts, dem Lauf des reißenden Sturzbachs entgegen, der sich zwischen dem Gestein in harten Windungen durchzwängt und milchig schimmert, so oft seine Fluten springen müssen über wegversperrendes Geröll. Wasserstaub, dunstiger Nebel, Tropfen und glitzernde Schnüre; Lärm und melodischer Sprechgesang.

Kann ein Mensch die Sprache des Wassers erlernen? Oft lauschte ich schon, im Wald der Ebene, am steilen Berg; oben im Norden unseres Vaterlandes, in der schwäbischen Heimat, auf der Heide – nun mitten zwischen Alpenbergen. Was sagt die flüssige Bewegung? Spricht, gluckst, lacht oder

singt, kichert, raunt der Bach, murmelt er? Tropft er tickend von den Steinen? Alles und nichts; er ist immer anders, dunkel jetzt und dann ganz hell; langsam, rasch, monoton; lustig, sehnsuchtsvoll in träumerischer Elegie, verwehend und ewig zugleich.

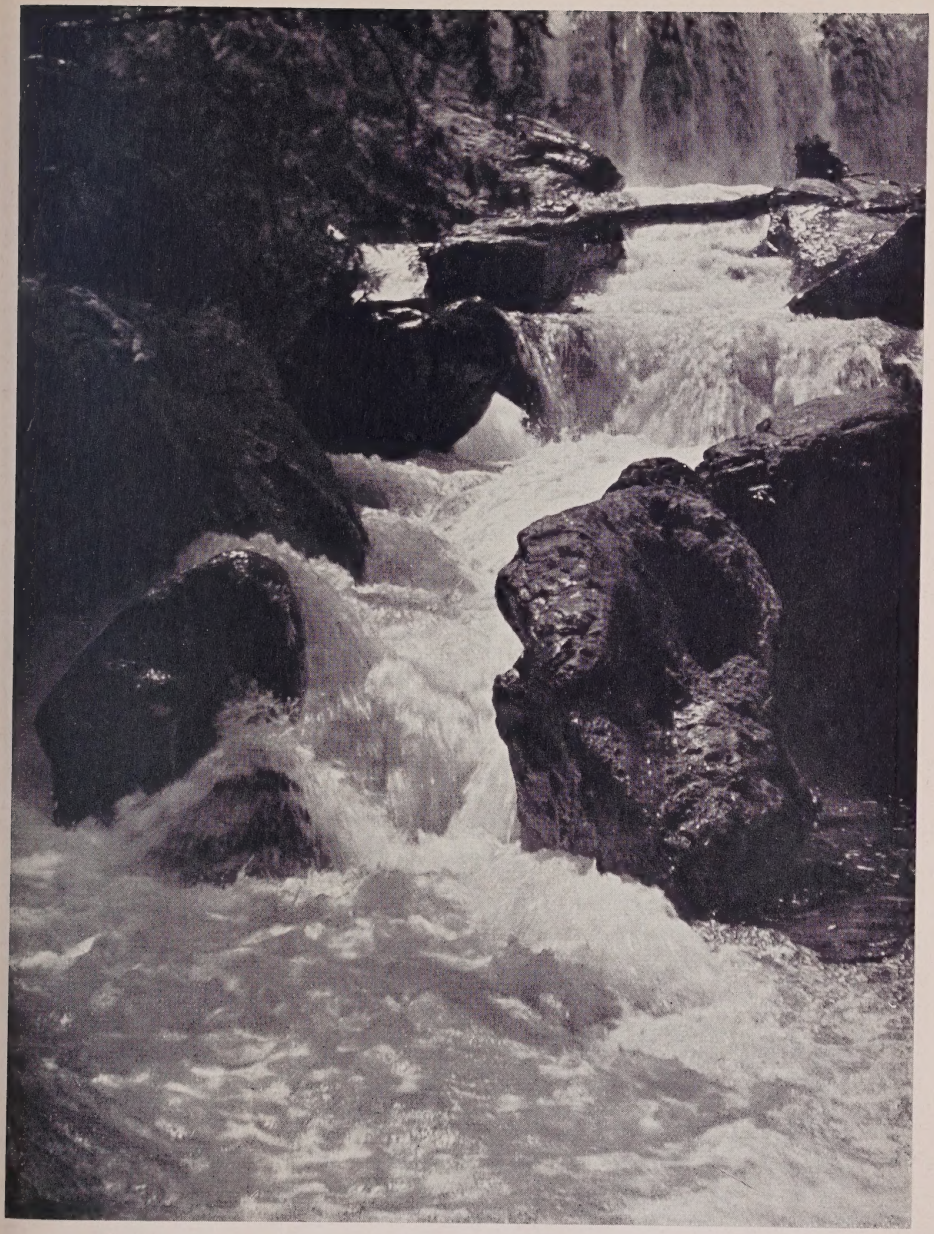
Heute will mir scheinen, als sprächen zwei Stimmen durcheinander. Natürlich; dort im rechten Winkel mündet ein kleiner Bach in den großen, ist froh, die Verantwortung aufgeben zu können, müde auch von der anstrengenden Sturzwanderung. Es müßte möglich sein, die beiden Sprachen im Ohr zu trennen; der Kleine redet undeutlich, dafür trillert er zuweilen in silbernen Glucksern. Der Große hat ein temperamentvoll aufgeregtes Organ, hastig und vokalreich; er brummt, zwitschert, grad wie es ihm beliebt. Ich fühle mich so hinein in dieses Idiom, daß ich den Wellen Antwort geben kann auf ihre fragenden Kadenzen, Unterhaltung pflege über viele Stunden.

Schließlich wird mir das Lager doch zu hart und auch zu kühl. Wandern tut not, Wärme kommt durch Bewegung. „Freund", so reize ich mich selbst, „bist du schon zu alt, um einmal vom Pirschsteig abzubiegen, an der steilen Wand hinaufzusteigen? Dabei könnte es dir schon warm werden, und deine Finger finden Halt genug zwischen Lehmerde und Stein."

Zwar poltert manches Geröll hinab; der Mantel, den ich mir über die Schultern legte, behindert mich sehr; doch immer wieder hilft mir ein Felsspalt, eine Latschenwurzel, und als ich dann oben bin, genieße ich – man lächle nicht – Stolz und Triumph.

Breit ist die Bergkuppe nicht. Aber was ich von hier aus sehen kann, lohnte wohl die Kletterei. Weit und schön liegt die Waldung drunten in der besonnten Tiefe. Der Baumbestand fügt sich zu samtener Dichte, das macht der Höhenunterschied; in Wirklichkeit stehen die Tannen recht locker auseinander, ich weiß das aus täglicher Beobachtung. Auch der dünne weiße Strich im grünen Grund verrät sich mir; es ist die breite, glatte Straße, auf der – dennoch! – keine Automobile fahren dürfen.

Sieh auch hinüber zur andern Seite, wo die Felsen noch höher aufragen, das Gestein geröstet erscheint von der sengenden Sonne! Du sitzest nur auf



*Der Gebirgsbach schäumt, sprudelt und spricht*

*Von oben gesehen fügt sich der Wald zu samtener Dichte*

einem Hügelstuhl über dem Tal, kannst jetzt erst die wirklich steilen Gipfel betrachten! Wenn du dir selber Vertrauen schenkst, magst du morgen auch dorthin steigen. Aber wie kommst du zunächst wieder in die Ebene?

Ich blicke nach links, nach rechts, kopfschüttelnd gleichermaßen: hier an dieser glatten Wand war ich hochgekommen; für den Rückweg erscheint sie mir zu steil. Und die andere Seite? O weh, fast zweihundert Meter senkrecht fällt dort der Berg hinunter! Winzige Stecknadelköpfe starren aus der Tiefe: die spitzen Wipfel der Fichten. Ganz vorn am kantigen Stein wächst, frei über dem Abgrund, kerzengerade ein schlanker Baum herauf. Seine Äste sind kahl, so daß ich nicht erkennen kann, ob dies einst eine Föhre war, eine Tanne oder ein fremdländisches Gewächs. Weil in der gleichen Sekunde das Sonnenlicht den Stamm und auch die symmetrisch gekrümmten Äste silbern aufleuchten läßt, muß ich an einen Tempelleuchter denken, an ein priesterlich flammendes Fanal . . .

## Einsiedler auf dem Berg

Gestern abend kam ich recht gut herunter von meiner Bergkuppe. Nun will ich heute zum erstenmal über die Zweitausend-Meter-Grenze steigen.

Hoch hinauf wächst an diesem Berg der Fichtenbestand, als ob eine Schar von Pilgern mit weit abstehenden, grünen Pelerinen zu himmlischer Wallfahrt zöge. Die frommen Zwerge tasten sich auch auf die hellgrünen Matten hinaus, noch immer in dicht geschlossenen Trupps. Es muß sich recht bequem steigen über den saftigen Grasteppich; aber die Vorhut kommt schließlich auf steinigen Grund; da gehen nur Wenige, die besonders Mutvollen, in weiten Abständen. Einer erreicht eben noch das Latschenrevier; ein anderer, windschief buckeliger Baum, rastet dicht an dem Kammsattel, steht als schwarze Silhouette gegen den Himmel, struppig-verwegen, und dünkt sich gewiß nahe am Ziel. Doch auch dieser Gipfel ist nur Etappe. Über ihm steilt erst richtig der nackte Fels hinauf, Fußbank jenes Sessels, auf dem die Götter ruhen in der sündenlosen Luft der Ewigkeit.

Auch ich Menschlein habe den Anstieg geschafft, kam auf Serpentinen hoch durch den Wald, mit vieler Geduld und einigen Pausen. Nun bin ich bei der Matte über den grünen Fichten, sehe hinunter auf ihren Pilgerzug, sehe tiefer, in das Tal der Ammer hinein, entdecke unser breit bedachtes Haus als rötlichen Punkt vor drei dunklen Tannenstrichen, sehe das gewundene Silberband der Wege im schönen Wiesental und begreife kaum, wie die Wirklichkeit so zu Spielzeugenge schrumpfen konnte.

Wolkenschatten wandern über die Tiefe; bläulich wird das helle Gras; ich will noch weiter steigen, bis zur Berghütte kommen, auf der eine blauweiße Fahne im Gipfelwind flattert. Die letzte Fichte ist längst überholt; es geht an Latschen vorbei, um spitze Felsnadeln, die unvermittelt hochschrecken aus dem Geröll. Doch als ich die Hütte erreicht hatte, erkannte ich, daß auch jetzt der Berg noch immer nicht zu Ende war. Recht steil grünt eben von hier eine Wiese auf, führt unmittelbar in den Himmel, der glasig ist, doch ohne Glanz.

Zehn Minuten setze ich mich, finde aber keine Ruhe. Ich möchte ganz hinauf, eindringen in die Freudigkeit der Hochgebirgspflanzen. Strahlend weiß leuchten die großen Margueriten; wilder Klee blüht neben winzigen Disteln; Silberwurz grüßt mit freundlichen Glockenröschen. Der gelbbraune Buntschuh wächst hier, die Prunelle, der Türkenbund, gelbe Gamsblümeln, das Bergmanndl und Blumen, deren Namen ich garnicht weiß: Nelken, stark duftend wie Hyazinthen, eine Art kleinster Löwenmäulchen mit violetter Unterlippe, weißer Pfanne und schmalen Seitenläppchen. Auch eine Gebirgsverwandte unserer Kornblume finde ich, mit großen, filzigen Blättern, lichtgrüner Zeichenmusterung und langen, blauen Blütenfäden, die Goldpunkte an den Enden haben.

Ich kann die Pracht nicht lange genug beschauen. So hoch muß man also steigen, um Blumen wirklich leuchten zu sehen! Was kümmert mich das ferne Tal, dessen Tiefe ausgelöscht ist für meinen Blick durch die Schutzhütte nahe unter mir! Ich sehe nur ihr breites Schindeldach und die großen weißen Steinbrocken darauf. Hier oben, zwischen den Blumen atmet meine Welt, hier und ... Schrilles Pfeifen; den Blick gerade hoch; zwei wunderweite

*Ein Baumskelett – silberner Leuchter – flammendes Fanal!*

*Tief unten liegen Wald und Wiese, das Haus und der Weg*

Vögel schweben über mir, kreisen, wiegen sich mit ruhig ausgestreckten Schwingen in der Luft: das Steinadlerpaar, das einsam noch in diesen Gipfelschründen horstet.

Erst als ein eisiger Wind die Nähe des Abends kündete, stieg ich versonnen die siebzig Meter hinunter zum Rasthaus. Der Hüttenwart kocht Kaffee; wir plaudern; ich wärme mich am großen Herd und höre die Geschichte dieses Einsiedlers. Der Mann hat jedes Jahr vom Karfreitag bis zum 30. September pausenlos Dienst auf dem Gipfel. Vorausgesetzt, daß er nicht ärztliche Hilfe braucht (was noch in keinem Sommer der Fall war), geht er nur einmal zum Haarschneiden ins Tal. Er liebt die Einsamkeit der Berge, ist garnicht entzückt, wenn besonders viele Alpinisten kommen; er will seine Ruhe haben und haßt das Radio. Muß aber ein Jäger unerwartet bei ihm übernachten, dann ist Feiertag; beide hocken sie stundenlang am Herd und erzählen von Murmeltier und Gams. Der Hüttenwart kennt fast jedes Tier im Berg; er geht zweimal in der Woche über den Grat zu einer andern, viel größeren Hütte, um sich dort mit Lebensmitteln zu versorgen. Das kann er nur nach Einbruch der Dunkelheit, wenn ganz gewiß kein Berggast mehr kommt; und auf diesen Wanderwegen begegnet er fortgesetzt vielen Tieren, vierfüßigen und geflügelten, weiß auch, wo die Adler horsten, Einsiedler, wie er selbst. Furcht kennt der Mann nicht; er macht bei Sturm und Gewitter seine Höhenreise, obwohl er dabei nicht selten mit der vollbepackten Schulterkiepe in Lebensgefahr kommt. Er weiß, links und rechts stürzt die Wand oft sechshundert Meter fast senkrecht herunter; aber er hat ja eine kleine Laterne bei sich, und wo der Grat nur handbreit ist, „da merk ich halt doppelt auf!"

Es funkelt vor Sauberkeit im Kochraum der Hütte. Geschickt wie eine Hausfrau schneidet der kräftige Bursch in Lederhosen die Zwiebeln klein; heut gibt es Schmalznudeln zum Nachtmahl.

„Jetzt müssen's aufi steign zur Kammer; die Zugspitz' hat das rechte Licht", sagt der Hüttenwart, und ich folge seinem Rat.

Alle Fernsicht ist kristallklar geworden; hinter der hohen Bergkette jen-

seits des Tales taucht nun ein zweites Felsenmassiv empor, wächst weit höher noch, reckt seine Gipfel auf, helle Giganten: Wetterstein und Karwendelgruppe, das Pyramidenhaupt der Zugspitze.

Ja, sie ist die Riesin unter den deutschen Bergen; Silber funkelt um ihr Haupt, der ewige Schnee. Und dieser Glanz leuchtet noch lange, als die niedrigeren Berge schon ihre Fahlheit röten, glühend werden an den Spitzen und kaltviolett; noch immer blinkt der Gipfel der Zugspitze, ein Montsalvat in überirdischer Helligkeit.

Auch dort oben wird noch rosa Flimmerleuchten, schließlich graue Nacht sein, wenn erst die Sonne tiefer abgesunken ist. Nur, – ich kann darauf nicht warten, eine lange Talwanderung liegt vor mir.

Als ich an die Waldgrenze kam, sah ich zum letztenmal den hohen Berg; schimmernd ragt die Zugspitze über das grau gewordene, andere Gestein, und drüben kommt schon mit weißem Glanz der Mond herauf.

Der Wald unter mir ist Resedaschatten, wird dicht und heimlich, ernst wie ein altes Märchen. Dadurch, daß ich in die Tiefe steige, zwängen sich die Vorberge scheinbar dicht vor den Karwendelstock, und der übermütige Mond nützt ihre Gegenwart. Zwar gibt er mir wegweisendes Leuchten auf meine Serpentinen; doch, warum soll er immerfort *schweben* im Azur der Nacht? Mollig bequem setzt er sich auf die Felsennase, lacht mit doppelter Helligkeit und purzelt dabei hinterrücks hinab.

Ich bin wieder angelangt im Tal; es wird wohl noch drei Viertelstunden dauern, bis für uns Tiefenbewohner der Mond hochkommt über die Berge.

## Beinah ein Totentanz

Zwar gilt die Sommergemse allgemein für weniger scheu als das brunftende Stück im November; dennoch muß es möglich sein, unter der rechten Führung auch jetzt an große Rudel nah heranzukommen. Der Förster behauptet sogar „auf fünfzehn Schritt, wenn ihr gut zu Fuß seid".

Nach den Erfahrungen der letzten Woche kann ich das bestätigen, und wir verabreden also eine zweitägige Pirsch, ziehen gleich nach dem Essen los im prallen Sonnenschein.

Längs dem Ammergrieß fahren die bunten Stellwagen mit ihren lustig gestreiften Gardinchen; jodelnde Burschen in bayrischer Tracht lenken voll Bravour die prall glänzenden Rösser, und wenn irgendwo ein Wirtshaus kommt, machen die Ausflügler Rast; Trompete bläst, Ziehharmonika und Zither entfesseln stampfende, klatschende Tänze und rauhen Baßgesang.

Der Jäger schmunzelt über die ‚Gaudi', verzögert aber keineswegs seinen Schritt. Wir müssen waldaufwärts. Der fröhliche Lärm bleibt allmählich unter uns zurück; schon klettern wir neben einer Klamm in die samtig grüne Stille der hohen Fichtenregion. Als das Wasser umgangen ist, schweigt ringsum wirklich die Welt; kaum die Gräser rühren sich; nur von dem alterskrummen, morschen Ahorn pfeilt jäh ein Bussard zum Himmel auf, ein lebendiges Geschoß.

Um halb sechs Uhr sind wir oben auf der Alm, rasten bei den beiden Sennerbuben. Sie hüten zweihundert Stück Jungvieh, freuen sich, Gesellschaft zu haben, lachen und bringen mir zwei entzückende kleine Kätzchen, die als Mäusepolizei im Stadel hausen. Wie schön ist es hier zwischen den grünen Matten, die sommerlich duften und selber zu klingen scheinen im Geläut der Herdenglocken!

Gorny hat noch nie die Vollmilch der Hochalpen getrunken; nun schwelgt er, ist begeistert vom köstlichen Duft, vom ungeahnt vollen Aroma dieser schaumig-fetten Flüssigkeit, die mit unserer städtischen Milch nur den Namen gemeinsam hat.

Wir müssen warten; die Sonne liegt noch auf der Bergwand; folglich steigt der Wind von unten hoch, würde den Gemsen unsern Aufstieg schnell verraten. Mein Hemd ist längst vom Körper gestreift; Sonne badend liege ich neben dem Brunnen, horche auf sein Glucksen und schaue dem Quellwasser zu, das kalt und eilig sprudelt, Mensch, Tier und Pflanzen erquickt. Der Jäger berät sich inzwischen mit den Sennerbuben. Ja, gestern abend waren gut fünfzig Gemsen auf halber Höhe sichtbar; aber ob sie heute wie-

derkommen? In der Früh sind nämlich drei Touristen eingestiegen über den Sattel.

Fluchen ist in Oberbayern eine Umgangssprache; der Jäger macht reichlichen Gebrauch davon, bis Gorny – aufs höchste unternehmungslustig geworden durch ein zweites Glas Milch – mehrere gelbliche Flecken entdeckt, sechshundert Meter über uns im Berg. „Sie sind da, die Gemsen!"

Vier Stück nur; immerhin, wir wollen es versuchen, vielleicht bilden sie die Vorhut des Rudels. In engen Zickzackwindungen schrauben wir uns über den Almenhang hinauf zum Wald; Wege gibt es nicht, doch der Aufstieg ist erträglich. Dreihundert Meter; halt, gleich kommen wir an die untere Grenze des nackten Steinfelds. Der Jäger schleicht nach vorn, winkt uns, in Bereitschaft zu bleiben. Leise und fern schon klingen die Almenglocken; Achtung! Wir sollen kommen, tun es auch ganz behutsam, zwei Schritte, drei: ein Gamsbock steht in kaum Steinwurfweite äsend da, vollkommen ruhig; er braucht nur den Kopf hochzustellen, dann hat Gorny ein gutes Bild. Aber, obwohl wir nicht das geringste Geräusch machen, prescht der Bock plötzlich los, pfeift heiser zischend und hört nicht auf mit diesem Warnen, bis er ganz oben ist auf dem Kamm.

„Himmisakra, der Wind springt noch immer um", wettert unser Führer, bekommt dabei ganz wütende Augen. Jetzt bleibt nur eines übrig: so rasch wie möglich quer durch dieses Kar auf die andre Seite, dort im Wald hoch bis zum grünen Lahner*); da gibt es einen Sattel, von dem aus wir die nächste Mulde beobachten können. „Lauft's mir aber leichtfüßig übers Geröll, auf Zehenspitzen und ganz schnell, so wie die Gams! Dann haben die Brocken keine Zeit, unter euch wegzurutschen."

Vom Eilmarsch dieser Stunde blieb mir nur schattenhaftes Erinnern. Kaum daß wir in der offenen Halde waren, legte der Jäger Tempo auf wie eine wild gewordene Lokomotive. Zuweilen muß der Boden sumpfig gewesen sein; ich hatte Mühe, meine Füße hochzukriegen. Dann kletterten

*) Lahner ist ein mit Wildgras bewachsener Hang oben in der Gipfelregion; Kar ein nacktes Steinfeld.

wir wie Ameisen über sechs oder sieben umgestürzte, große Baumstämme, schlüpften unter Ästen durch, die gleich zackigen Geweihen sich von oben her in die Erde wühlten; alles in stumm hetzender Hast. Denn nicht länger als bis viertel neun reicht das Licht zum Photographieren aus.

Wald vorbei; Kar auch, wir müssen gut achthundert Meter insgesamt gestiegen sein. Ich komme garnicht zum Hinunterschauen; immer weiter! Dort schräg vorne steht noch ein Waldstreifen; dann wird der grüne Lahner kommen, der zum Sattel führt. Wenn bloß meine Lungen durchhalten; tiefer atmen, nicht so hastig keuchen!

So, jetzt ist der freie Grashang da, nun geht sich's wohl besser! Donnerwetter, wir sind mächtig hoch; schier endlos senkt sich die Schräge links hinab, und rechts steigt der grüne Boden noch weiter hoch, stößt schließlich an Steinzacken, die wie Obelisken senkrecht vom Kamm aufwuchten, einer neben dem andern. Der letzte Baum wird überholt; zwei Schwarzspechte sitzen als dunkle Kobolde auf seinem Krüppelast und hämmern wild gegen die Rinde.

Keine Zeit; schon winkt der Jäger Gorny heran; er soll als erster gehen, um jederzeit knipsen zu können. Ein Saumpfad führt horizontal über die Schräge, ist vielleicht dreißig Zentimeter breit. Gorny hat seine Kamera schußfertig vor der Brust, der Jäger die Büchse am Riemen über der Schulter; ich folge als letzter ohne Gepäck.

Anhalten! Ein Tier, kleiner als Gemsen sind, wollig braun im Fell, hebt seinen Kopf hoch. Bücken! Alle drei tun wir's zu gleicher Zeit, sehen dann, wie der Murmeltier-Bär ein entzückendes Männchen macht; leider bemerkt er uns, schreckt mit schrillem, kurzem Pfiff und verschwindet durchs Gras in schlangenartigen Windungen.

Die Hand des Jägers pufft Gorny wieder hoch. „Weiter, schnell, schnell!" heißt das. Doch kaum sind wir vierzig Schritte gelaufen – ich sehe weder aufwärts noch in die Tiefe, sondern nur auf den schmalen Grassteig, der glitschig ist vom Abendtau – wird Gorny schon wieder abgebremst: die Augen des berggewohnten Mannes zwischen uns weisen nach oben auf den Steingrat; dort bewegt sich etwas, ein dunkler, gelbbrauner Punkt.

Langsam schiebe ich das Fernglas vor meine Augen, visiere über den ansteigenden Grashang zum senkrechten Fels, führe das Blickfeld des Triëders hoch an der gelben Schroffenwand, höher, noch höher, beuge den Kopf in den Nacken; so, nun die Optik schärferstellen, schärfer: jetzt eben schiebt eine Gemse ihre vorderen Schalen über den Grat; eine zweite kommt neben ihr mit dem hellen Gesicht herauf. Die Krucken spiegeln im glänzenden Schwarz; noch einmal muß ich die Stellschraube am Fernglas drehen, das Bild bleibt unscharf . . . wie? Grün wird der Himmel? Rotbraun? Nein, gelb, wieder grün, flackernd; meine Hände sind plötzlich naß und zitternd; die Gamsköpfe wackeln, der Fels dreht sich zur Seite, – mein Gott, was zieht mich da im Rücken? Glas von den Augen, umdrehen! Ich wußte ja garnicht, wie steil und tief es dort hinuntergeht; endloser Abgrund, bevor der Wald beginnt; die Sennhütte ist schon garnicht mehr zu sehen! Oder – saust sie herauf zu mir, ein roter Tupfen? Nein, der Grasweg bäumt sich, und mein Herz will zerspringen; jetzt torkeln beide Beine, wollen nach links, nach rechts; hinsitzen, festkrallen; die Knochen, die Muskeln, die Scharniere am Knie fallen auseinander.

Ich bin bergkrank geworden, wohl durch eine Blutstauung im Genick infolge des steilen Hochsehens, überanstrengt vom hastenden Aufstieg. Der Jäger hat sofort begriffen, er drückt mich mit seinem Gewehrkolben fest zu Boden. Da sitze ich nun, durchaus ohne Gefahr; doch meine Füße, die Schenkel, Arme, Finger, Hände fliegen in stoßweisen Zuckungen; Schwindel malt mir wilde Flammenkreise vors Gesicht. Augen zu! Den Willen dagegen stemmen, der Anfall wird, muß gleich vorüber sein!

Im Gegenteil – das Unheimlichste kam erst jetzt: mein Gehirn arbeitet ganz klar, alle Angst ist schon verflogen, ich habe keinen Laut von mir gegeben; aber jede Pore meiner Haut, jede Muskelfaser, die Nerven und die Sehnenbänder, sie alle drängen nach dem Abgrund, wollen eines nur: meinen Körper herumwälzen, vornüberstürzen in die Tiefe. Ob ich die Augen aufmache oder beide Lider fest zusammenpresse: unwiderstehlich wirkt von unten her eine saugende Kraft. Hinunter! Zerschellen! – Fieber, Rausch, Wollust der Vernichtung!

Zwanzig Minuten soll der stumme Ringkampf gedauert haben; so lange hielt mich der Jäger fest. Dann – ohne Übergang – ist alles wieder gut; ich kann sprechen, ärgere mich, daß dieser dumme Unfall dem Photographen die Gams verscheuchte, freue mich des Anblicks, wie drüben im Tiroler Gebiet drei Zinnen rußgrau abschatten gegen den Horizont, beobachte jenseits der Talsohle Rotwild beim Äsen, und als Gorny mich fragt, ob ich wohl gehen könne, lache ich ihn aus. Die ersten fünfzig Schritte war es zwar ein bißchen wackelig, aber dann kam die alte Sicherheit; elastisch laufe ich zwischen meinen Kameraden durch Wald und Kar hinunter zur Hütte.

Es ist tiefe Nacht, als wir ankommen, und kühl; der Brunnen rauscht; himmelhoch glühen über uns die Sterne.

## Der blaue Alpensee

Mein Herz macht Schwierigkeiten; die Sensation im Berg war doch nicht ohne Folgen geblieben. Fast eine Woche lang konnte ich selbst mäßige Höhen nicht bezwingen, lag vom Morgen bis in den Abend zwischen Wiese und Wald, lehnte mich an einen besonnten Felsblock, schmiegte meine Hände in das Geäder der Spalten und Schründe, spürte Werden und Vergehen auch im ‚unbelebten' Granit.

Dürfen wir Menschen behaupten, die Steine seien tot? Ich glaube, es gibt keine unbelebte Natur. Mein Gefühl sagt mir, du sollst keine Blumen pflücken, keinen Zweig abschneiden, und das gleiche Gefühl weiß, daß auch die Steine einen Daseinsrhythmus haben. Er reicht nur über unsre Maßwertung hinaus; *ein* Atemzug der Erde preßt die Gebirge vom Urkern hoch in eruptivem Gebären; ihr Zerfall aber überbrückt Jahrhunderte: Frost und Sonnenglut, Nässe und Trockenheit spalten, sprengen, zerstören; Wasser nagt; Verwitterung frißt Quader aus dem Fels; Lawinengewalt reißt, Gletschereis trägt die Blöcke weit hinaus in die Ebene.

Sind darum Steine nur totes Spielzeug der Naturgewalten? Nein, ich glaube, daß in Granit und Gneis, in Basalt und Sandstein lebendige Moleküle

kreisen, Organe des Aufbaus wirksam sind, die krank werden können, mit der Zerstörung ringen müssen, sie besiegen oder sterben.

Das mehrtägige Ausschwingen, die körperliche Ruhe (für jeden Naturaufenthalt unerläßlich!) lockte neuen Tatendrang bei mir. Mit dem Autobus fuhren Gorny und ich über drei Alpenpässe, bewunderten den Hochstand der heutigen Technik und die Geschicklichkeit des Wagenlenkers, der sein großes Fahrzeug in nimmer endenden Serpentinen bergauf schraubte und bergab. Zuweilen schlossen sich die Kurven zu fast vollkommenen Kreisen übereinander, nur damit fünf Meter Steigung gewonnen werde.

Wir sahen auf dieser Fahrt sonnenglühende Gipfel, blickten über Brücken hinunter in schwarze Schluchten, rochen den Duft der zweiten Wiesenmahd, entdeckten da und dort grüne und blaue Bergseen eingebettet zwischen Fels und Wald, herrlich leuchtende Edelsteine, Götteraugen, in denen sich der Himmel spiegelt.

Am Abend unterbrachen wir die Fahrt, liefen durch ein langgestrecktes Dorf, setzten uns unter den alten Lindenbaum zu braungebrannten, schlanken Bauernburschen, zu fröhlichen Mädchen mit bunten Tüchern um Kopf und Nacken. Als vom spitzen Turm des Kirchleins die Angelusglocke rief, tranken wir Terlaner Wein, der voll herber Würze ist, zugleich aromatisch nach Holz und Baumharz schmeckt.

Vor sechs Uhr am andern Morgen weckte mich melodisch-wechselvolles Läuten; aus allen Torwegen, allen Gassen kamen Kühe hervor, sammelten sich ohne menschliche Führung unter der Linde zu einem Trupp und zogen dann gemeinsam hinaus auf die Bergwiese, jetzt vom Hirten geleitet.

Auch Gorny und ich gingen aus dem Dorf, wanderten in sanfter Steigung durch den Nadelwald und fanden schließlich ‚unseren' See. Er ist nicht groß und keineswegs berühmt; aber seine Rundung wird ganz von hohen Tannen umsäumt, so dicht, daß die vorderen ihre Wurzelfüße schon ins Wasser tauchen.

Kobaltblau leuchtet dieser See, bleibt durchsichtig bis auf den Grund,

*Kobaltblau ist dieser See, durchsichtig bis auf seinen Grund*

*Alpenblumen, vielgestaltig in Form und Farbe*

ist ohne Schatten, ein makelloses Kristall! Menschen, die darin schwimmen, werden unwirklich licht, wie silberne Fische.

Ich lege mich auf das heiße weiße Holz des langen Stegs; kein Lüftchen regt sich. Hellblau und unverständlich hoch atmet der Himmel über den Steinschroffen der Alpenberge; doch selbst die hochsommerliche Glut schmilzt nicht den Gipfelschnee.

Man müßte das Rad des Lebens abbremsen können, die Sonne festhalten über einem solchen Tag. Aber wenn man dann im sinkenden Abend wieder waldeinwärts geht, blüht aus einem vermoderten Baumstamm neues Glück und neue Schönheit: Blumen, vielgestaltig in Form und Farbe, in Wohlduft und in Prangen.

## Endlich fassen wir die Gams

Der Monat August hat sein letztes Drittel angefangen; noch einmal wechseln wir das Alpengebiet, gehen westwärts und nach Süden zugleich, dem Allgäu zu. Ein Lichtlein schimmert von der Höhe her auf unsern nächtlichen Anmarsch; wir sind am Ziel: Forsthaus und Gasthof von Einödsbach.

Ich habe schlimmen Sonnenbrand bekommen am kobaltblauen See, will das hitzende Bett heute meiden; ich rücke einen bequemen Sessel auf den Balkon über der Schlucht und genieße die Kühlung, die vom brausenden Bach (hundertfünfzig Meter senkrecht unter mir!) hochsteigt durch die Finsternis.

Gedanken kommen und Erinnerungen; diese Stunde wird zur Rückschau; alle Wege öffnen sich noch einmal, zeigen mir den großen Zusammenhang. Von der Nordostecke unsres Vaterlandes bin ich quer durch die deutschen Wälder gewandert, über Heideland, Sumpf und Berg, bei Herbststurm, Schnee und Frost, Frühlingsregen und Maisonne, kam endlich hierher zur südlichsten Menschensiedlung innerhalb der Landesgrenze. „Gruß dir, Kiefernwald auf der Nehrung; Gruß auch dem schwarzen, urigen Elch!“

Mein Kamerad ist gams-besessen; ihm schweben Photographien vor, die jene Tiere zusammen mit der Atmosphäre dieser Bergwelt zeigen. Und so grübeln wir und planen unentwegt, im duftenden Heustadel, auf der besonnten Wiese, am Wirtshaustisch. Endlich scheint die Lösung gefunden zu sein: wir beide kämpfen getrennt; ich bleibe jenseits der Schlucht, beobachte den gegenüber aufsteigenden Berghang mit seinen Matten, Wäldern und Steinhalden, lenke Gornys Pirsch durch genau verabredete Zeichen mit Arm, Bein, Tuch und Mantel in die Nähe der austretenden Gemsen. Um halb fünf Uhr nachmittags zieht Gorny schluchtabwärts, kommt vierzig Minuten später als Schattenstrichlein drüben in gleicher Höhe mit mir wieder hoch.

Erstes Zeichen: setzen! Die Sonne liegt noch immer auf dem Hang, deshalb steigt warme Talluft auf; nirgends sind Gemsen zu sehen. Eine halbe Stunde vergeht; ich suche unermüdlich jede Falte ab im bunten Mantel des Berges. Kein Tier oben, keins unten, nichts auf beiden Seiten. Aber Gorny wird, da es inzwischen schattig geworden ist, aus dem Wald herausgefranzt, am Wiesensaum entlang, steil hoch zu einer auf die Lichtung vorspringenden Fichte. Dort mag er sich niedertun; das Gras ist so hoch, daß er im Sitzen ganz verschwindet.

Ohne Lenkung von meinem Standort aus könnte er jetzt kaum zehn Schritte weit sehen. Er muß bleiben und warten; ganz nah bei dieser Fichte war am Morgen ein starker Gemsbock, und der Förster bestätigte, dort sei ein Brunftplatz, den die alten Tiere auch im Sommer regelmäßig aufsuchen.

Eine weitere Stunde vergeht; immer noch vergebens tastet mein Triëder das Blickfeld ab. Halt! Ganz oben, zweihundert Meter rechts von Gorny, dreihundert über ihm, äsen plötzlich zwei Gemsen auf einem winzigen Grasplatz, der noch völlig besonnt ist. Ich winke mit beiden Händen Alarm; der Photograph begreift rasch und zieht ‚gehorsam' seinen Weg, wieder durch Wald, durch lockeren glücklicherweise, so daß wir immerzu Kontakt miteinander halten können. Aber das Gehen muß dort sehr schwierig sein; dauernd sehe ich, daß der Mann strauchelt, fällt, auf allen Vieren weiterkriecht.

Jetzt ist er im Steinkar; leider noch sehr weit entfernt von den Gemsen, die ihn aber gewiß nicht wittern können, weil inzwischen die kalte Höhenluft

talabwärts streicht. Gorny winkt mit erhobener Kamera; das heißt, daß er selbst die Gemsen nun sieht, gut gedeckt ist und meine Fernlenkung nicht mehr braucht.

Deshalb, wohl auch aus Neugier, blicke ich noch einmal zum ersten Pirschplatz zurück. Himmi-Stern-Sakra! Man möchte den ganzen bajuvarischen Wortschatz hinausschmettern! Kaum zehn Schritt von Gornys altem Sitzplatz bummelt jetzt ein fahles Gams, und während ich noch das Glas scharf stelle, tritt gegenüber der Fichte eine Rehgeiß aus den Sträuchern, führt zwei junge Kitze hinter sich her, stutzt erst, spielt dann mit ihren Kindern um die Gemse herum.

Was soll ich bloß tun, – Gorny wieder zurückwinken? Er würde viel zu spät kommen; bis dahin ist es längst dunkel. Wer weiß, ob er die Gemsen auf dem andern Platz noch rechtzeitig erreicht. Hätte ich den Photographen doch nur sitzen lassen, wo er saß, ich Narr!

Der Ärger über meine Voreiligkeit wurde noch weiter gespeist durch die Ereignisse am ersten Brunftplatz. Wenn auch der Leser jetzt eine fatale Verbindung mit dem Wort ‚Jägerlatein' herstellen wird, ich muß niederschreiben, was dort drüben noch alles geschah, (die Wirklichkeit liebt geradezu unwahrscheinliche Anhäufungen). Kurz vor dreiviertel acht Uhr, also bei noch gutem Photolicht, während die beiden Kitze eben an ihrer Mutter saugten, zog ein Rudel Rotwild groß und breit an unserer Fichte vorbei; ein Kalb schnüffelte neugierig zu der kaum drei Meter entfernten Gemse herüber, die unbekümmert weiteräste.

Als um neun Uhr Gorny heimkam, sagte, daß er seine Gams nicht erwischt hätte, wagte ich kaum, von meiner Dummheit zu berichten. Aber am nächsten Tag versuchten wir die gleiche Methode, am dritten auch. So geduldig Gorny stieg, wartete, kletterte und wartete – ein Erfolg in photographischer Hinsicht war ihm nicht beschieden. Dagegen konnte ich – immerzu auf der Lauer liegend – mit Fernglas und Spektiv mannigfaltige Erfahrungen über Gemsen sammeln.

Nun weiß ich, daß der plump-kräftige Körper dieser europäischen Antilopenart bis zur Vollkommenheit den Lebensbedingungen in den Alpen

angepaßt ist. Die Fußgelenke müssen so knochig sein, die Läufe so stark, und wenn auch das ganze Geschöpf beim Äsen ungraziös wirkt, fast einer Ziege gleicht; im Augenblick der Gefahr strafft sich alles an ihm, wird heroisch schön. Ich habe beobachtet, wie ein Gams, das schon einige Zeit neugierig dem hochsteigenden Gorny entgegenblickte, Genaues aber nicht ausmachen konnte, plötzlich doch seinen Wind faßte und vom Stand senkrecht hochsprang auf eine Terrasse im Fels, gut zwei Meter nach oben, also das Dreifache der eigenen Größe.

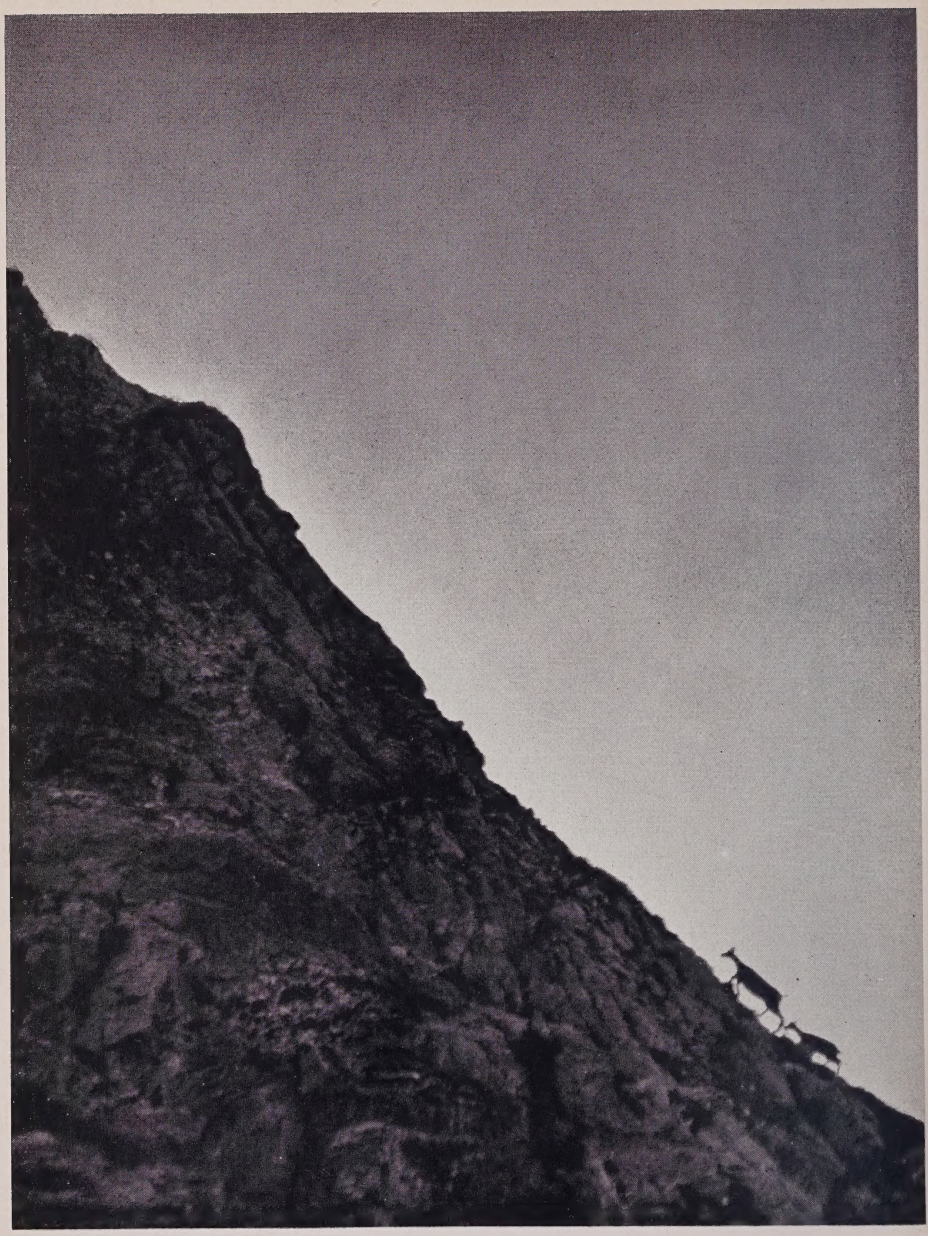
Von der Geschicklichkeit kletternder Gemsen macht man sich überhaupt keinen Begriff; man könnte meinen, ihre harten Schalen hätten Saugflächen aus Gummi. Einmal sah ich, daß eine Gemse in rasendem Lauf schräg gegen eine senkrechte Felswand sprang, sich mit allen Vieren abstieß und auf solche Weise wie ein Akrobat hochschnellte zur gegenüber vorkragenden Klippe.

Fällt das Gelände zu steil ab, setzen sich flüchtende Gemsen einfach auf die Hinterhand, strecken ihre vorderen Läufe so lang als möglich aus, werfen Hals und Kopf weit zurück und rutschen in sausender Fahrt vierzig, fünfzig, achtzig Meter über das Steinfeld, fangen sich geschickt in einem Latschenbusch.

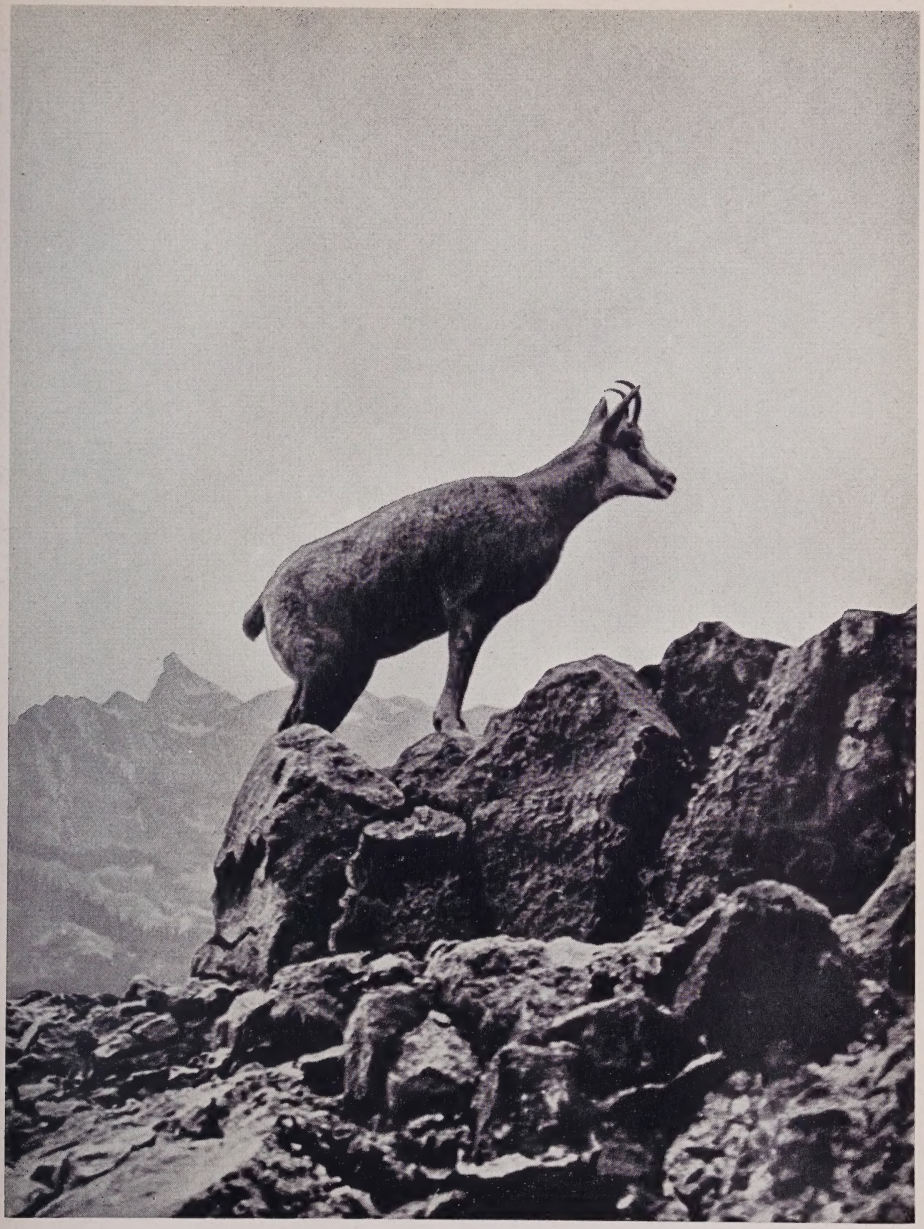
Aber Gorny kam eben leider nicht zu seinen ersehnten Photographien. Bis eines Abends ein armselig angezogener Bauernbursch am Wirtshaustisch saß und aufmerksam unserer Unterhaltung zuhörte. Während der ersten zwei Schoppen hat er nichts gesprochen; aber seine schwarzen Augen funkelten wie Kohlen, und manchmal lachte er. Gut, daß ich beim Trinken meinen Mann stelle; nach der fünften ‚Halben Bier' schlossen wir eine Wette ab: Josef will uns auf zehn Schritte bei gutem Licht an ein Gams bringen; Rudel aus vierzig Meter Entfernung sollen wir sehen, soviel wir wollen.

Es wurde nicht gezaudert; eine Stunde nach Mitternacht soll der Abmarsch beginnen. Die bisherige Methode sei vollständig falsch; nicht am Abend und von unten her könne man Gemsen aus nächster Nähe ‚schnappen'; in der Nacht müsse man aufsteigen zum Gipfel und von oben photographieren, wenn die Tiere im ersten Licht übers Steinkar ziehen, von ihren Schlafplätzen aus den Latschen kommen. „Gebt's mir eure Stiefel", sagt der Gebirgler,

*Gamsböcke, Geißen und Kitze im Steinkar*



*Langgestreckt und schnell flüchten die Gemsen bergauf*



*„Man muß nur zur rechten Zeit den Verschluß lösen", sagt Gorny*

*Lange Abendschatten greifen ins Tal*

„da schlag i Eisenzacken drauf fürs Einhaken im Stein. Servus, um halber eins treffen wir uns vorn am Brunnen."

Weil Gorny mich fragend ansah, sagte der Wirt: „Heut kann's schon klappen, der Seppl weiß Bescheid. Er ist nämlich (geheimnisvoll und stolz) ein Wilddieb!"

Josef hat seine Wette gewonnen. Leicht führte er uns durch die Nacht hinauf zur Höhe, wand sich tänzerisch über die Steige, kletterte, Gesicht nach vorn, senkrechte Wände hinab und pirschte auf allen Vieren geräuschlos wie eine Katze. Ganz schwindelfrei stand er auf der äußersten Schroffe, ein junger Gott in Lumpen und Flicken! Plötzlich löste sich neben seinem Fuß ein zentnerschwerer Stein, flog etwa zwanzig Meter hinab, schlug gegen eine Felsennase und zerstäubte durch den Aufprall wie Wasser; Josef sah interessiert zu und lächelte.

Zehn Minuten vor halb sechs Uhr sagte er: „Maul halten, das schwarze Kasterl in die Hand!" Unter uns, achtzig Meter tief, dehnte sich das Kar; niedrige, dunkelgrüne Latschen säumten seine Bahn. Wie auf Kommando kam ein Rudel Gemsen in die weiß leuchtende Steinhalde; achtundzwanzig Tiere zählte ich; Böcke, Faselzeug auch, Geißen und Junge, zogen in langgestreckter Linie aufwärts, ästen zuweilen, und manchmal spielten die Kitze um ihre Mütter, hüpften wie Bälle, hatten keine Ahnung von unserer Menschengegenwart.

Ich wage nicht den Versuch, Einzelheiten zu beschreiben. Man kann solche Erlebnisse nicht wiedererzählen. Was hülfe es, würde ich sagen, – kleine schwarze Flöhe schnellten über ein sandbedecktes, schräges Brett? Auch hinter solch albernem Vergleich kann man das Ergriffensein nicht verbergen.

Der Führer winkte uns schließlich zurück. Wir sollen sechzig Meter links abwärts klettern und dann sitzenbleiben, was auch geschehe. Vielleicht könne er ein paar Stücke gegen uns drücken.

Das Wirklichkeitsdokument der Photographie auf Seite 156 zeigt, wie das gelang, zeigt auch, zu welcher Länge sich die plumpen Gemsen strecken können, wenn sie flüchtig hochgehen am steilen Fels. Aber die letzte Auf-

nahmemöglichkeit hat keiner von uns vorausgesehen. Gorny ist viel zu objektiv gegen die eigene Leistung; er meint, „ohne gutes Licht kann man eben die Tele-Optik nicht gebrauchen. Trotzdem: so was kommt alle zwanzig Jahre einmal vor; aber dann muß man auch die Gemse knipsen, wenn sie wie ihr eigenes Denkmal vor dem Morgenhimmel steht".

## Die Jagd nach dem Vollmond

Am frühen Abend sah ich eine lange Reihe kleinster Lämmerwölkchen über den Himmel reisen, wie Schneeflocken vor dem tiefen Blau. So oft die ersten über den Berggipfel huschten und ins Unsichtbare verschwanden, schlossen sich neue von hinten an, Zug um Zug. Der Schnee in den Schründen der ‚Mädelegabel' verlor sein Glitzern; lange Abendschatten griffen hinunter ins Tal. Droben aber lief die Lämmerherde weiter, tönte sich rosa, bekam goldene Säume und einen grauen Mantel für die Nacht.

Heute ist Vollmond; nach dem Kalender geht er sieben Uhr neununddreißig abends auf und vier Uhr sechsundzwanzig morgens unter; da muß man ihn ja wohl sehen können. Aber leicht wird es nicht sein; ringsum ragen Berge hoch, in deren Zacken er Versteck spielt.

Auf einer bewaldeten Kuppe entzündet sich fahles Leuchten, rutscht ganz allmählich in die Tannen, nimmt an Stärke zu; doch der Mond selbst bleibt unsichtbar. Merkwürdig, nach einer Stunde schimmert schon fast die Hälfte jenes Waldbergs; vielleicht ist mein Blickfeld im Fenster zu begrenzt; ich klettre aufs Hausdach; nirgendwo ist der Mond.

Den Himmel überzieht eine unwirkliche Helligkeit; nur schwach blinken heute die Sterne, sind weiß, nicht golden. Verzaubert stehe ich in der düfteschweren, kühlen Sommernacht, die rauscht und raunt vom nimmermüden Bach der Tiefe. Manchmal tönt heimeliges Glockenläuten; auf der Alm bewegt sich eine Kuh im Schlaf. Aber wo verbirgt sich der Mond? Ich kann es nicht begreifen, hole Gorny aus dem Bett; wir wollen gemeinsam suchen gehen: zwei Menschen auf der Jagd nach einem Himmelskörper!

*Der Mond gibt jedem Baum ein silbernes Glanzlicht*

*Vollmond im Alpenwald*

Übergangen sei die nächste halbe Stunde, verschwiegen, was wir alles falsch vermuteten. Der Erdtrabant kam über einen ganz anderen Gipfel herauf; jene erste Bergwand war bedeckt gewesen vom Schatten der Gegenseite, der sich allmählich nach der Tiefe zu verkürzte, je mehr hinten der Mond hochkam, unsichtbar von meinem Standort aus.

Nun endlich schwebt der Lichtball über uns; alle Fahlheit der Luft wird aufgesogen. Tiefe Schatten und grelles Weiß; jeder Baum im Tal bekommt sein silbernes Glanzlicht ganz allein für sich. Wir wollen, nein, wir müssen durch diesen Traumwald laufen, unter den breiten Nadelschirmen stehen und zwischen dem schwarzen Gitter der Stämme hinausblicken in die Helligkeit der Mondnacht.

Als der Mond untergegangen war in der vierten Morgenstunde, schob ich wieder meinen Stuhl auf den Balkon und erwartete den neuen Tag. Fast wäre mir alle Freude zerstört worden, die Erinnerung an den Mond und das Hoffen auf die Sonne; denn vor meinem Fenster schaukelte im Zwielicht ein hauchdünnes Gespinst, über das von Zeit zu Zeit ein schwarzer Dämon huschte: die dicke Kreuzspinne lief zu ihren Beutetierchen und trank das Blut der zappelnden Opfer. Grauenvoll eindeutig triumphiert das Gesetz der Lebenserhaltung; auch während des Mondnacht-Friedens ist Mord, weil der Hunger des Großen nach dem Kleinen giert. Ekel wollte mich würgen; da sagte mein Gedächtnis das tröstende Wort aus ‚Kim': ‚Zur rechten Zeit vergessen, ist ein großes Ding, Freund aller Welt und der Sterne!'

## Bodensee, Rhein und Schwarzwaldgewitter

Von Lindau fuhren wir mit dem Dampfboot über den Bodensee bei maßloser Mittagshitze, so daß die Alpengipfel hinter Schleiern träumten. Nur das Schwäbische Meer behielt seine lichtgrüne Wirklichkeit.

Als ich dann im Freibad von Konstanz durchs warme Wasser planschte, stieg ein Dornier-Walboot brummend auf, begrüßte den blitzenden Alumi-

nium-Giganten, der leicht und hell aus Südamerika heimkehrte, das Luftschiff ‚Graf Zeppelin'.

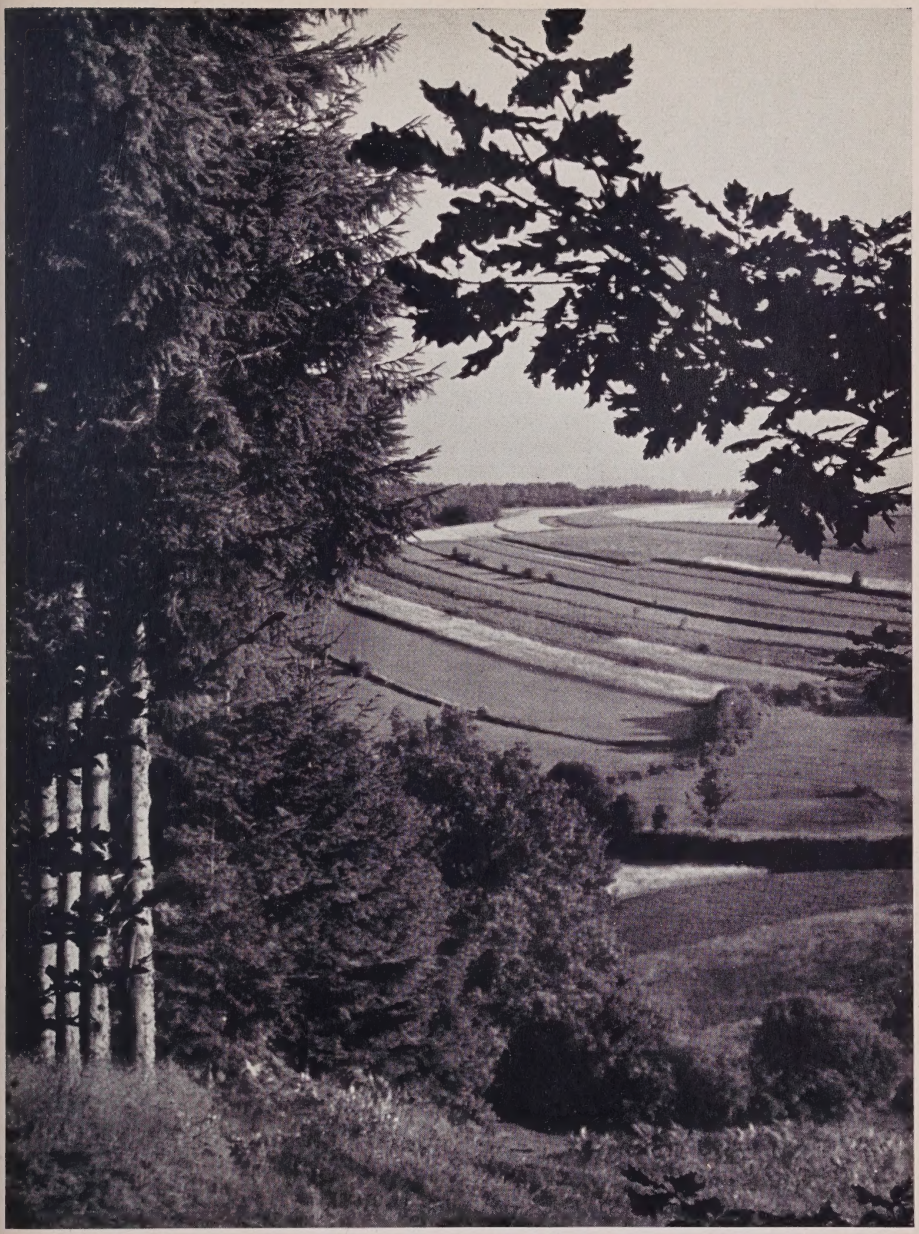
Mein Kurs deutet nach Westen; am Rhein entlang will ich zum Schwarzwald fahren, von Waldshut aus den Wanderstecken rühren, viele Tage lang. Verzeih mir, Freund, der du jetzt vergeblich genaue Schilderungen erwartest! Auch in meinen Tagebüchern wurde damals wenig notiert; ich bin ein Vagabund der Sommerfreude, erpicht auf das Wiedersehen mit dem ‚Hotzenwald', wo ich Weg und Steg seit langem kenne. Mein Gepäck ist leicht; ich trage nur ein ärmelloses Hemd und kürzeste Tuchhosen; der Rucksack wiegt erfreulich gering, das Fernglas hängt am Riemen auf der Brust. Übermütig lache ich den Bauernmädchen ins Gesicht, leugne alle Bindungen einer noch so geringen Seßhaftigkeit, bin heute hier, morgen dort, liebe das Weite und die Veränderung.

Größtes Erlebnis ist ein Schluck Wasser aus der Waldquelle; denn das Wetter macht der zweiten Augusthälfte alle Ehre. Am Wirtshaustisch sprechen sie stöhnend von ‚fünfzig Grad in der Sonne', die Männer mit Oberhemd und feiertäglich steifem Kragen. „Glühe ruhig, Sommersonne, öffne meine Poren, jage die Schlacken fort aus der Haut! Du webst ja auch den Tannenduft in die Würze des Heus, machst, daß Moos und Farn die Steine überwuchern, der Efeu hochklettert am Tannenbaum".

Die Ringelnattern und das Erdgewürm kommen wärmehungrig hervor aus ihren Schattenlöchern; der Äther klirrt vor dieser Hitze; dennoch steige ich an Haselnuß und Brombeerstrauch vorbei immer höher in den Südhang des Schwarzwalds.

Beschaulich, ohne Hast! Es reizt mich festzustellen, wer schöner singt, der Telegrafenmast oder die Grillen, die zirpenden Zikaden. Ich spiele mit jeder Katze vor den Bauernhäusern, ruhe am Marienbildstock, den fromme Herzen schmückten; ja, und ich spreche schwäbisch mit den Landleuten, die das reife Korn mähen auf den Äckern.

Wenn du im Flugzeug über dem Flachland schwebst, siehst du für gewöhnlich alle Felder schnurgerade aufgeteilt in Rechtecke und Quadrate. Hier, zwischen den Tannenkuppen des Hohen Schwarzwalds, liebt man nicht



*Am Schwarzwaldhang sind die Äcker schwingende Terrassen*

*Vor dem Wirtshaus von Hogschür steht eine alte Linde . . .*

die geometrisch-nüchterne Form: wie Terrassen eines griechischen Amphitheaters schwingen die Äcker durchs grüne Land, reifen fröhlich gekurvt in der Gnadenzeit des Sommers.

Vor dem Wirtshaus in Hogschür steht eine alte, zweistämmige Linde, schwarz im starken Gegenlicht, wunderschöner, breiter Baum. Hier mache ich Rast; viele Erinnerungen weben für mich um diesen Ort; zugleich genießt mein Auge von neuem entzückt den Ausblick auf endlos prangende Täler und Höhen. Hogschür — Hochscheuer; ja wirklich: das ganze Land ringsum ist ein einziger, großer Gottesgarten, erntereif, von Früchten schwer!

Am Abend lief ich über sanft gewellte Wiesen. Unten floß in Windungen ein Silberbach durch die grüne Au; ein Schwarzwaldhaus mit tief heruntergezogenem Moosdach stand dicht daneben, die Mühle, deren Schaufelrad vom schäumenden Wasser getrieben wird. Dort fragte ich nach dem Weg zum nächsten Dorf, fragte, welcher von vielen der schönste sei, – ich hätte es nicht eilig, ginge gern auch in der Nacht. Der Müllerbursch begreift nicht recht; immer wieder wollte er mich zur Landstraße weisen. „Ha no, Kerle, bisch du aber dumm", mengte sich ein alter Bauer ein, „der da sucht nit den *Weg*, der sucht die *Romantik*", (wobei er von der ‚Romantik' die Endsilbe stark betonte).

Wo ist sie bloß? Manchmal glaube ich, die Romantik sei gefunden, wenn ich eine Scholle trocken-warmer Ackererde berühre, ehrfürchtig ihre Fruchtbarkeit betaste. Oder traf ich sie in jener Nacht, da es unter meinem Wirtshausfenster raunte, die Sommerblumen in den Bauerngärten mit ihren Köpfen nickten? Am Hügel stieg ein Kirchturm in die bläulich-helle Nacht, das Käuzchen schrie, und ein altes Kindergebet sagte sein Verslein auf in meinem Ohr.

Am andern Morgen sang ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder beim Wandern; ich weiß, es hört sich nicht schön an, ist aber dennoch Spiegelbild der heiteren Seele.

Und dann kam ich ans Ende des neunhundert Meter hohen Waldplateaus, trat hinaus vor den Gürtel der zerzausten Randbäume und war von Gott gesegnet, beschenkt mit einer Fernsicht ohnegleichen. Gewiß, die Alpengipfel sind als Erlebnis größer; doch ihre monumentale Pracht bleibt kühl und fern, es fehlt mir die Möglichkeit des Sich-Einfügen-Könnens. Der Ausblick von

dort macht unser Mensch-Sein kümmerlich klein. Hier aber, von der Schwarzwaldkuppe, sehe ich hinunter auf einen Weg, der umschlossen ist von dunklen Forsten, sehe noch tiefer aufs obstbaumbestandene Tal, das im Sonnenglast dunstig fern erscheint, dennoch seine Lebensader klar erkennen läßt, den westwärts strömenden Rhein. Hier schwinge ich mit; hier ist Vertrautheit, Nähe des Herzens, wenn auch, getrennt durch jene Wasserstraße, drüben schon die Schweiz sich dehnt mit Wiesen, Matten und grünen Hügelzügen.

Säckingen liegt am Rhein, zugleich am Fuße des Schwarzwalds. Dort haben wir in der Nacht ein Gewitter erlebt, das uns alle Schönheit, alle unheimliche Kraft der Elemente brausend enthüllte. Ich knüpfte den Regenmantel um; Gorny, jugendlich unbekümmert, nahm nur ein Gummituch mit für seine Kamera. Wir rannten zum Stromufer; toll sprühten schier pausenlos kreisförmige, gerade und kurvenkrumme Blitze über den grauen Himmel, erhellten aber nicht die schwarze Wand der Tannenhöhe.

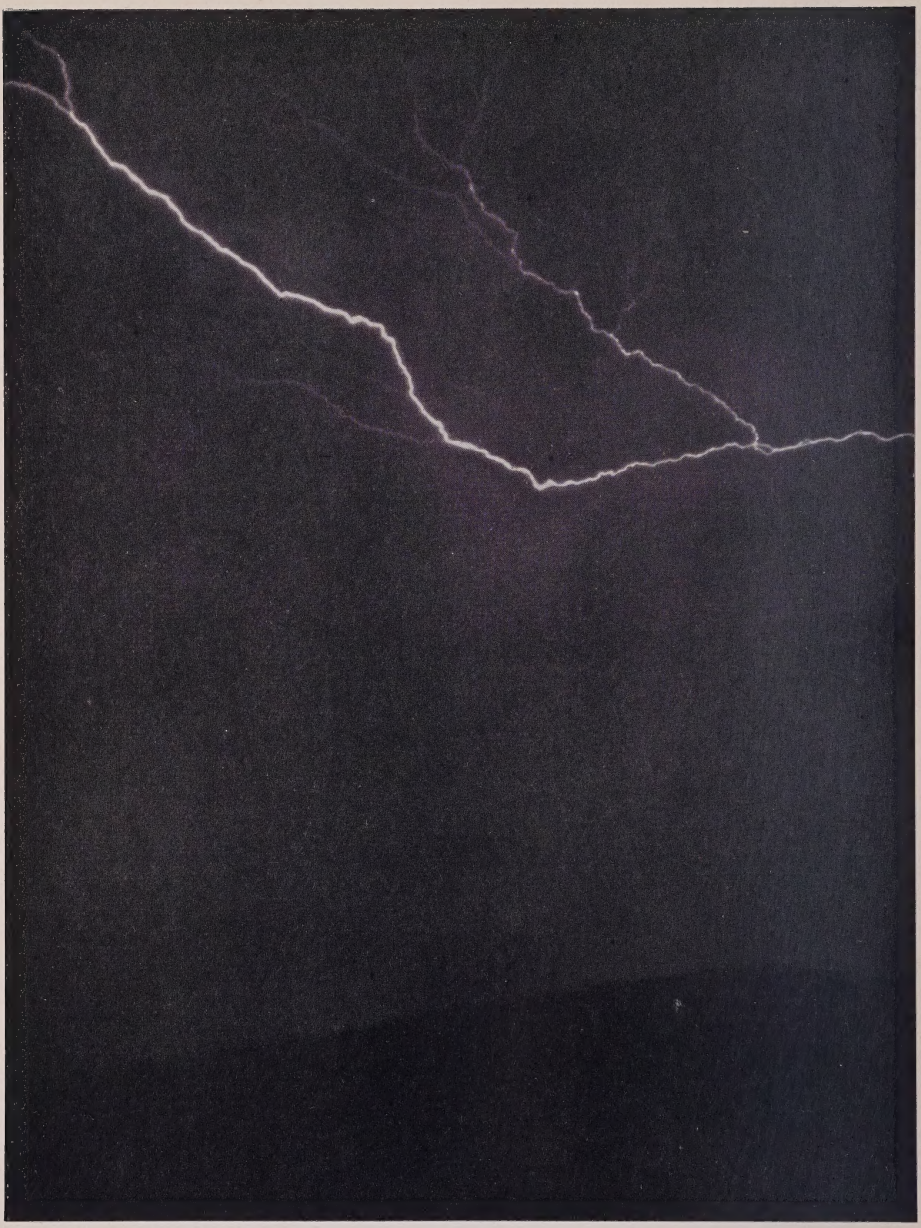
Ein kleines Licht flackert trüb am Fährhaus; rasend schnell fließt der Strom, glitzert in kleinen Wellen, die jedesmal erschrocken anhalten in ihrem Lauf, wenn eine Blitzzunge die Nacht zerreißt, der Donner brüllt und sein Echo an den Bergen widerhallt.

## Hornisgrinde und Mummelsee

Die Tage vergehen in der Wanderseligkeit des Sommers; von Süden dringe ich vor im Schwarzwald, finde die Plätze meiner Kindheit wieder, stehe auf heimatlichem Boden.

Weitblicke wechseln mit engen Tälern; Bienenkorbstände säumen die Wiesen, und der Smaragdglanz des Grases wird dauernd unterbrochen vom Grün der Tannenmäntel. Vier hohe Wächterbäume sind in einer Reihe als Sturmfang aufgestellt vor dem Forsthaus; sie schützen zugleich auch die kleinen Tännchen, die aus dem Flugsamen ihrer Zapfenbecher keimten und schon recht üppig den Kahlschlag überwuchern.

*Blick vom Schwarzwald auf den Rhein und in die Schweiz*



*Eine Blitzzunge spaltet den Himmel über dem Schwarzen Wald*

*Die harmonisch gegliederte Schönheit des Farns*

*Der Mummelsee, grün leuchtend im Samtkissen der Berge*

Rot ist die Erde, rot sind die Steine am Grund des württembergischen Schwarzwaldes. Zuweilen sieht man beides nicht; ein schier undurchdringliches Dschungel grünt unter den Tannen, der Wald der Farne. Doch wenn man einen einzelnen Zweig beschaut, die Harmonie der symmetrischen Verästelung betrachtet, die gegenständig angeordneten, leicht gezähnten, schlanken Blattzungen – erst dann genießt man wirklich die Schönheit jener pflanzlichen Schöpfung, die wir Menschen leichthin als ‚wild wucherndes Unkraut' bezeichnen.

Eine Quelle sickert und tropft kalt aus dem Moos; Altwasser stauen sich, funkeln schwarz und verlocken zum Bad, so wie die Wiesen zum Langliegen verführen, zum Schnuppern, Atmen und Riechen. Mein Geruchssinn ist in diesen Tagen viel stärker beschäftigt als mein Gehör, so wie ich auch mehr fühle als optisch sehe. Ich bin ganz eingesponnen in Sonne, Waldduft, Wärme und Frieden.

Aber auch eine Sehnsucht pocht in mir, Wiederbegegnung soll werden: ich will auf die Hornisgrinde steigen und in den Mummelsee schauen. Vor dreiunddreißig Jahren war ich zum erstenmal hier, ein kleiner Bub, angstvoll neugierig auf dieses Erlebnis, angefüllt von vielen Märchen und Nixengeschichten. Noch heute entsinne ich mich jener Nacht in Liebenzell, als für den nächsten Tag die Fahrt zum Mummelsee beschlossen war. „Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf", dies Gedicht von Möricke kannte ich auswendig, das Gedicht von den Geistern am Mummelsee . . .

Wieder ging ich den steilen Weg über Ruhstein hinauf, Stunde um Stunde. Und plötzlich lag er dann vor mir, dunkelgrün leuchtend, kreisrund im Samtkissen der Berge; finstere Tannengeister stemmten ihre schwarzen Lanzen als Wehr vor sein Ufer, und für den ersten Augenblick stockte mir auch diesmal der Atem: „Gleich öffnet der See das grünspiegelnde Tor; gib acht nun tauchen sie nieder!"

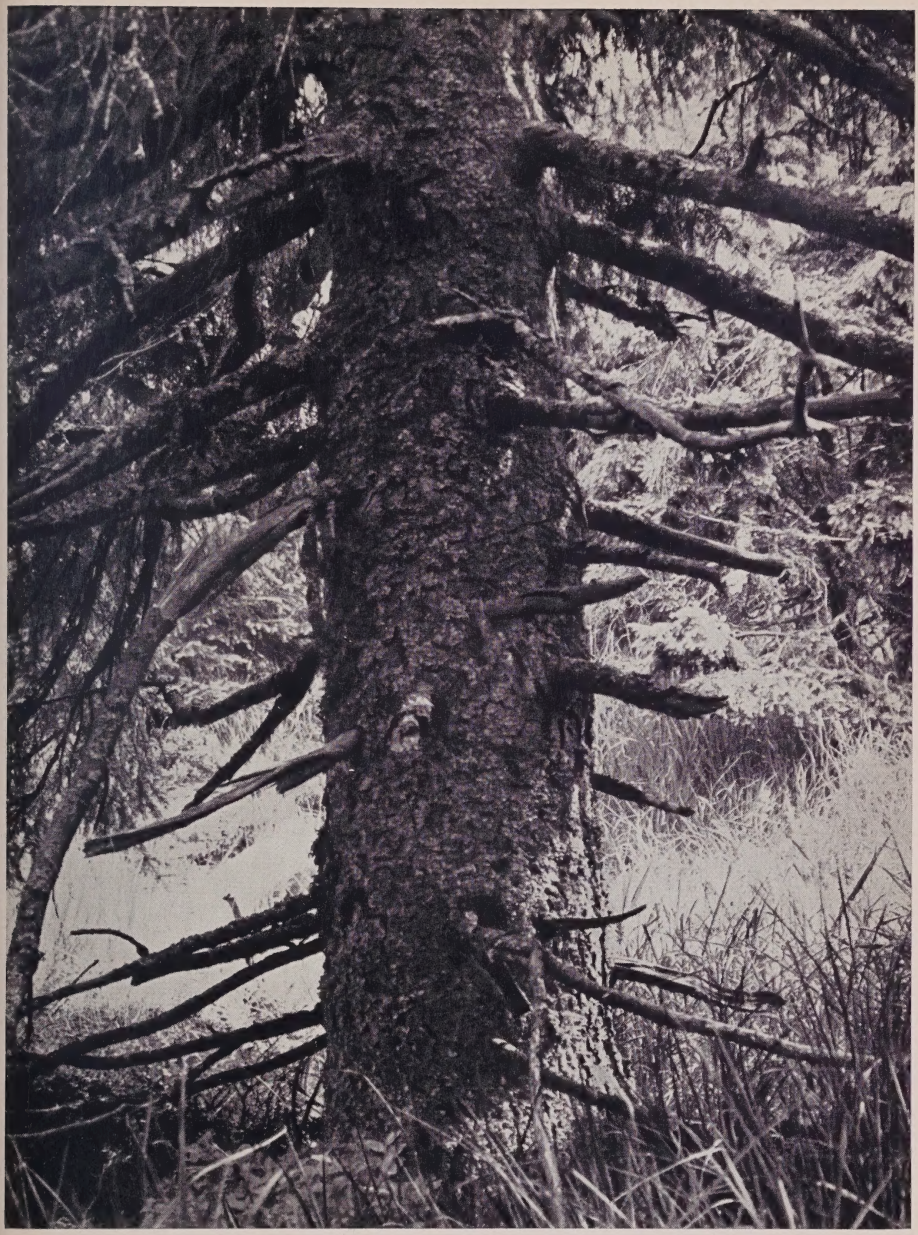
Ich pflücke am Uferrand taublaue Heidelbeeren, um der inneren Erregung Herr zu werden und die Wirklichkeit wiederzugewinnen; dann steige ich die letzten achtzig Meter auf zum Gipfel der Hornisgrinde, dem höchsten

Berg des nördlichen Schwarzwalds. Ein Randpfad führt empor mit freier Sicht ins Tal. Aber mich lockt nicht die Ferne; der Weg selbst wird zum Erlebnis, der Weg zwischen den moosbewachsenen Riesenquadern, den roten Felsblöcken. Sie wuchten überall aus dem Waldboden, stemmen sich gegen die bergeinwärts hochsteigenden Tannen.

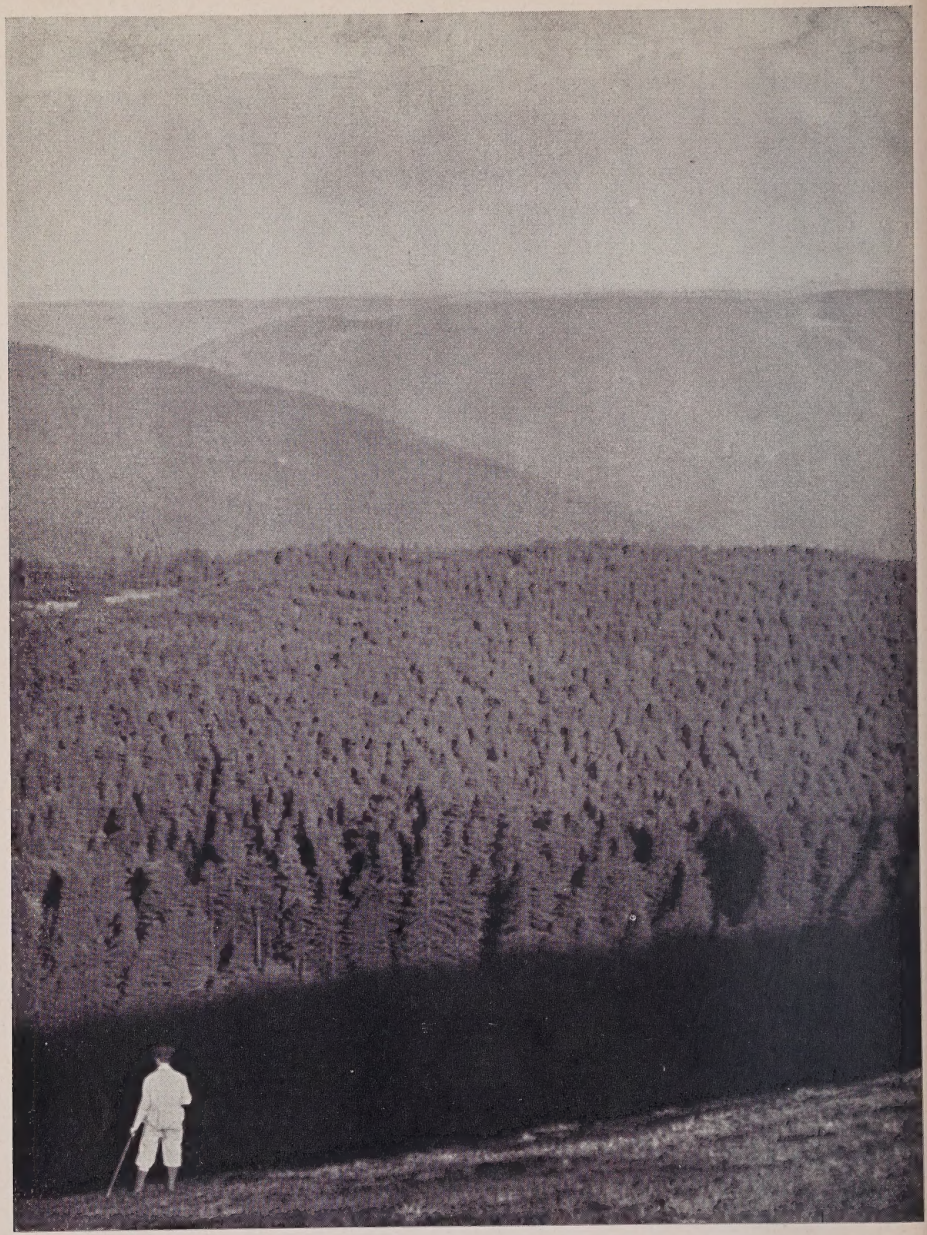
Grausam unerbittliche Natur, die auch in diesen Bäumen wirksam ist. Ihre braungebeizten, oft doppelt armdicken Wurzeln tasten sich meterweit über das Gestein hinweg, suchen Erde und Nahrung. Zwanzig, fünfzig, hundert Jahre müht sich eine solche Wurzel ab, treibt immer neue Verästelungen, streckt spitze Kinderfinger aus, die meist ins Leere tasten, manchmal aber doch auch Möglichkeiten finden, sich einzubohren. Dort die Riesenwurzel hat neun Arme und zwölf Füße; ihre kleinen Ausläufer sind garnicht mehr zu zählen. Was wird aus ihr werden? Wenn sie trotz aller Bemühung nicht genügend Nahrung schafft, holt der Baum die letzten Säfte aus ihrem Holz und löst den Zusammenhang; er hat ja noch andere Kraftzuflüsse, die glücklicheren Nebenwurzeln. Jene große aber muß verkümmern; sie splittert, schrumpft, fault und stirbt. Das ist die gnadenlos harte, zielbewußte Ökonomie der Natur!

Diese Hochwaldtannen führen einen erbitterten Kampf ums Leben. Zuweilen stehen sie so dicht gezwängt, daß ein Nachbar dem andern allen Atem abschnürt, der Stamm unten trockene Äste bekommt. Weil die lackglänzenden Nadeln verdorren und zu Boden fallen, sieht es aus, als hätte der Baum statt Zweigen borstige Stacheln. Wahrscheinlich ist dies der Grund, weshalb die Schwarzwaldtannen so wollig dichte Mäntel um ihre Wipfel breiten, weshalb sie kerzengerade aufragen bis zu dreißig Metern Höhe. Der Schwarzwald ist ernstester Wald, sein Raunen schafft auch am hellen Sommertag düstere Ergriffenheit.

Dann stehe ich endlich oben auf dem Gipfel der Hornisgrinde, elfhundertvierundsechzig Meter über dem Meer. Der Himmel ist blau, doch nicht so leuchtend wie die Enzianglocke über den Alpen; hauchdünne Wolkenschleier lasieren seinen Glanz.



*Die alte Schwarzwaldtanne hat unten nur noch borstige Stacheln*



*Endlos wogt das Waldmeer mit hohen, grünen Wipfeln*

Zwischen sieben und acht Uhr abends ging ich ganz allein rund um die Kuppe dieses Berges, horchte in mich hinein und spürte, so oft ich hinausblickte auf das Meer der grünen Tannen, daß hier mein Herz am innigsten empfindet, daß ich mit dem Schwarzwald verwurzelt bin in ganz besonderer Liebe.

Fast senkrecht fällt im Osten der Hornisgrindenberg zu Tal, bildet eine tiefe Schlucht, die besteckt ist mit abertausend Tannen. Die Sonne sinkt westwärts; Finsternis schattet als breites schwarzes Band von unten herauf, vergrößert die Distanz maßlos in Tiefe und Weite. Voraus, soweit das Auge sieht, staffeln sich die andern Tannenberge, die Hügel, die sanften Erhebungen, füllen den ganzen Horizont, sind wirklich ein Waldmeer mit hohen, grünen Wipfelwellen . . .

Schwer findet der Mensch zurück von solch üppiger Fernschau. Dabei ist das Erdreich, worauf ich stehe, merkwürdig genug: ein schwingender Moorboden, schwarz wie aufgerührter Lavabrei, mit vielen Rissen und Schnörkelfurchen. Knorrige Latschenkiefern wachsen hier; Heidekraut blüht. Eine verspätete Hummel klettert an einer lilienartigen, mir fremden Blume hoch, die schmale Lanzenblätter hat und oben auf dem dünnen Stiel eine Dolde trägt mit lauter winzigen, leuchtend gelben Blütensternen.

Schließlich bin ich drüben auf der westlichen Seite des Hochplateaus, sehe nun ins flache Land hinaus, über hellgrüne Wiesen zur Rheinebene. Silberdunst füllt die Niederung; schattenhaft blinkt an einzelnen Stellen das breite Flußband; der dunkle Finger dort könnte wohl das Münster von Straßburg sein. Ich will mich auf den Stein setzen und warten, bis die Sonne hinuntergesunken ist. Schon taucht sie in den Messingglanz des Äthers; das ferne Rheintal tönt sein Silbergrau zu zartem Lila, und wenige Minuten später wird der Himmel purpurrot.

In dieser Stunde gibt es keine Beständigkeit. Sobald der Sonnenkreis, klar nun und leuchtend, dem Horizont nahegekommen ist, weicht die Röte der Luft; grünlich flirrt der Wärmedunst, dünne Wolkenstriche gleiten wie flüssiges Weißgold dahin.

Aber meine Augen sind plötzlich krank geworden oder verzaubert. Tau-

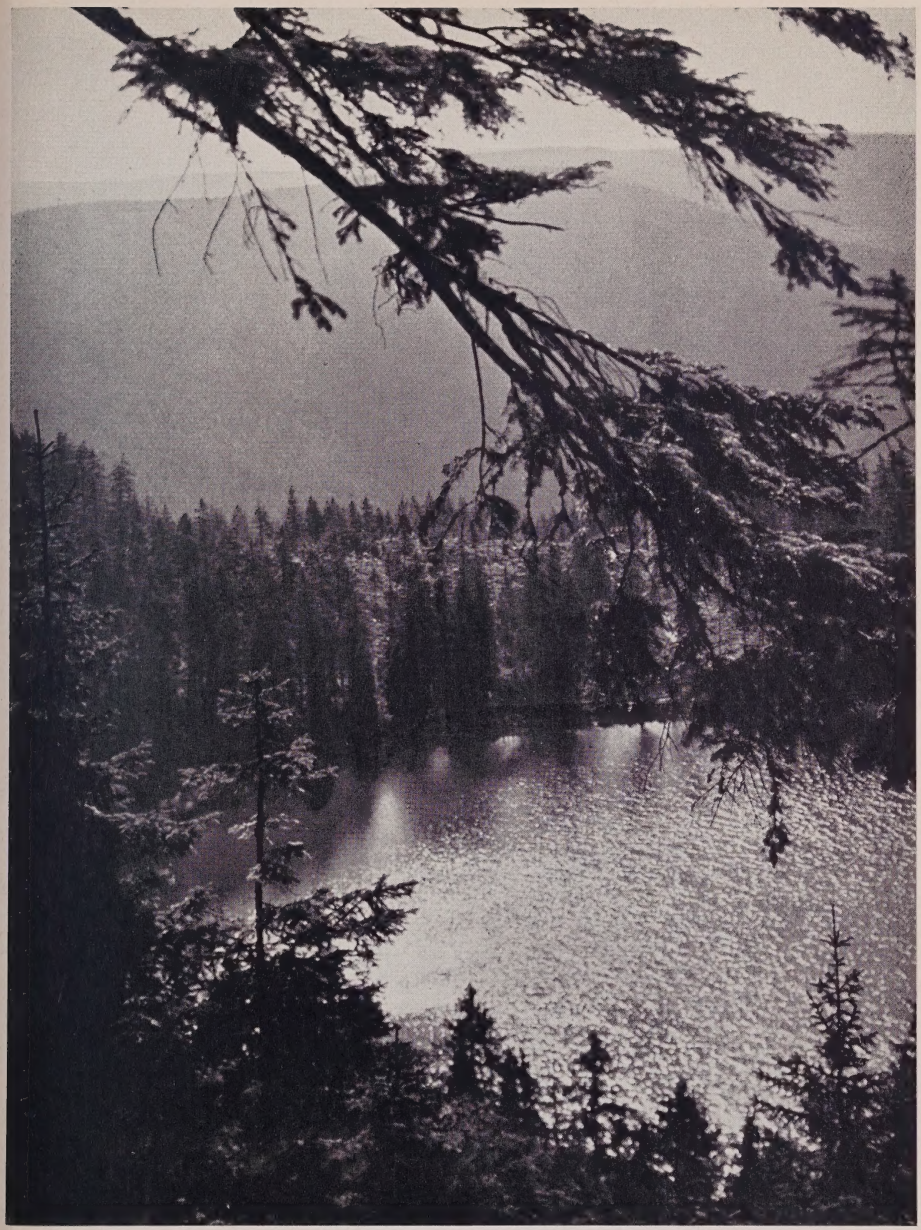
sendfältig erleben sie die Sonne; nein, tausend kleine Sonnen tanzen um mich, grünschwarze, violette, goldene und rußige, tanzen zu vieren, zu fünf und sechs übereinander gestaffelt, zerplatzen, kommen an andrer Stelle wieder, hüpfen auf und ab, schweben langsam kurvend hoch und verändern immerzu ihre Farben. Wenn sie vor einer Tanne emporsteigen, haben sie lichtes Meergrün; vor der Ebene sind die kleinen Sonnen dunkelblau; gegen den Himmel verblassen sie zu gelben Schattenkreisen. Manchmal leuchten im Wirbel Amethyste auf, senden züngelnde Strahlen nach allen Seiten und sind schon goldgrün geworden mit zinnoberroten Rändern.

Ich spiele dieses Sonnenkugelspiel, bis mich die Augen schmerzen, drücke dann die Lider fest zu und warte geraume Zeit. Als ich den Blick wieder freigebe, stürzt eben der Rubin der echten Sonne hinter den Vogesenrand; nun stellt die Stadt Straßburg ihren hohen Münsterturm wuchtig herauf aus der hellen Ebene. Etwa vierzig Kilometer Luftlinie beträgt die Entfernung; aber die Sicht ist so klar, daß ich mit dem Glas selbst die Allee der hohen Pappeln deutlich erkennen kann, die das Rheinufer säumt. Auf dem nordwärts fließenden Strom schwimmen Dampfer; sie ziehen kleine Rußfähnchen hinter sich her, so wie die Eisenbahn, die als schwarzer Strich daneben fährt.

Man möchte garnicht fortgehen von diesem Aussichtsplatz; aber mein Magen verlangt gebieterisch sein Recht. Ich kehre um, und als ich an der Schlucht vorüberkomme, steigt aus den Waldtälern Nebel auf, brodelt an vielen Stellen zugleich in senkrechten, weißen Rauchsäulen hoch. Das erlebte ich vor dreiunddreißig Jahren auch; meine Mutter sagte damals: „Paß auf, dort drunten kochen die Hasen ihre Nachtsuppe; dann müssen alle Jungen schnell ins Bett!" Noch als Quintaner habe ich oft vom Hasen geträumt, der mit einem Löffel im Suppentopf rührt, von den kleinen Häschen auch, die ihre Mutter ins Bett bringt.

Doch heute kann ich so bald nicht schlafen gehen. Um elf Uhr wandere ich noch einmal über das Plateau, begleitet von einer fremden Schäferhündin, die – seit ich auf dem Gipfel bin – nicht einen Schritt von meiner Seite weicht.

Alles ist verändert, die Nähe und die Ferne. Der Nachthimmel glüht aus Millionen Sternen; die schwarzen Tannenberge sind körperlich kaum noch



*Im Morgenlicht glitzern abertausend kleine Wellen*

*Die Rehmutter und ihre beiden Kitze*

sichtbar; aber eine Ahnung behauptet sich von ihnen doch. Funkeln so nicht geheimnisvolle Märchenländer? Der Rhein, das weite Wiesenland der Ebene, Dampfer und die Pappelbäume ducken sich in die Finsternis; dafür ist ein Lichtersegen aufgeblüht drunten im Tal. Dörfer und Städte zeigen ihre Nachtbeleuchtung; aus tausend Glühbirnen und Laternen wird da und dort ein flimmernder Kranz, und am schönsten strahlt die Helligkeit von Straßburg. Auch ein Stück Rheinpromenade ist erkennbar; die elektrischen Bogenlampen schrumpfen zwar aus solcher Entfernung zu winzigen Lichtpünktchen; aber eines reiht sich ans andre, eine Perlenschnur wird daraus, leise zitternd über dem Strom, der seine Bahn im Dunkeln weiterzieht.

Um sechs Uhr am andern Morgen stieg ich zwischen den Tannen abwärts zum Mummelsee. Wo war sein dunkelgrünes Leuchten hingekommen? Der Wasserspiegel ist – so von der Höhe gesehen – blank poliertes Silber; ein leichter Sonnenwind weht; viele kleine Glitzerwellen kräuseln da und dort die klare Fläche und teilen sie durch ihre eilige Bewegung in lauter tanzende, fröhlich hüpfende Glanzlichter. Verscheucht sind die grauen Geister vom Mummelsee!

Uns brachte dieser helle Morgen bald eine glückhafte Begegnung. Mitten im Tannenwald, auf der grasbewachsenen Schneise, kamen wir ganz dicht an eine Rehfamilie heran. Das Muttertier hob seinen schönen Kopf zutraulich witternd hoch, spitzte aufmerksam die Ohren, als Gorny aus der Deckung trat, während beide Kitze unbekümmert weiterspielten, ihre schwarzen Schnäuzchen – ein wenig verfressen – dem Gras entgegenschoben.

## Noch einmal über Hügel und Täler

Es ist September geworden; ein Sonnentag gibt dem nächsten die Hand. Odenwald, Taunus oder Vogelsberg, ich habe die Wahl; kein Gebiet ist mir weniger lieb als das andere, doch nur für eines reicht diesmal meine Zeit. Vom Neckar her, mit dessen Wasser ich getauft bin, wandere ich durch

den Odenwald, ohne Ziel, ja, ohne Planung. Irgendwo werde ich schon eine Ortschaft finden; von überall fahren Eisenbahnzüge nach Berlin, zum Saal der Tausend Säulen, in den Hegewinkel am Grunewald.

Aber noch bin ich im südwestlichen Deutschland, zwischen Rhein, Neckar und Main, sehe auf fruchtbarste Gefilde; Wein wächst hier, Nüsse reifen und echte Kastanien, der Mais treibt seine saftigen Blätter, Palmen fächern in den Gärten, und Zedernbäume bilden einen Hain mitten im Laubwald.

Elf Stunden war ich an einem Tag unterwegs, habe vom Morgen bis zum Abend mit keinem Menschen gesprochen, und ich finde, dieses Stummbleiben steigerte die Empfänglichkeit, schloß alle Sinne auf, gab ganz und gar – Naturverbundensein.

Kann man in der Irre gehen, wenn man ohne Ziel ist? Dann habe ich mich dauernd verlaufen; es gilt mir heute nichts, ob ich einen Berg mehr hochsteige, das gleiche Tal von zwei verschiedenen Seiten durchquere. Ich dringe tief hinein in den Odenwald, erlebe ihn aus der Höhenschau, aus jedem kleinen Bach in einer Bodenmulde, finde, daß dieser Mischwald sanft und lieblich sei, gelockert atme.

Nachbarlich grüßen junge Eichenstangen die buschigen Kinder der Buchen; das Blattgrün stuft sich von fast metallischem Glanz über zarten Lichtschimmer zu samtener Tiefe. Platanen mit gelb gefleckten Stämmen, schwingende Birken, Silberpappeln da und dort; aber auch weite Tannenreviere, schwarzgrüne Mäntel der Fichten, gelackte Kiefernwipfel.

Zuweilen gleicht der Laubwald einem wohlgepflegten Park, alte Bäume stehen frei auf saftigem Rasen; dann kommt wild durcheinanderwachsender Forst, und zwischen duftendem Klee, üppigen Kartoffeläckern liegt eine Obstbaumwiese; wahrhaftig, in den Zweigen erröten die dickbäckigen Äpfel.

Auf allen Feldern sind Schnitter am Werk; schon kann ich über klirrende Stoppeln gehen. Käfer krabbeln auf dem Boden, der durchaus nicht kahl zu nennen ist. Zwischen den gelben Borsten der abgeschnittenen Halme wuchern grüne Pflänzchen, haben bei aller Winzigkeit leuchtend rote Blüten. Der Wachstumswille ist gewaltig und trostvoll zugleich.

*Sonnenglanz und Mittagsstille*

*Blick über den Odenwald*

*Drunten liegt das flache Land*

*Die großen, leuchtenden Buchen*

Den Abdrücken zierlicher Rehschalen folge ich, komme so mitten in den wegelosen Wald, streife kreuz und quer, hügelauf und hügelab, muß durch eine moorige, feuchtkalte Schlucht klettern, in der Schilf wuchert, steige, begleitet vom Schimpfen eines Hähers, zweihundert Meter ziemlich steil bergan, raste im Schatten einer Gipfeleiche, beobachte den Zug geschäftiger Ameisen und schlafe darüber ein.

Die Raschelbewegung der Blätter hat wohl meinem Schlummer jene stürmische Meerfahrt vorgegaukelt; ein Hahnenschrei weckte mich, ehe das Schiff an Traumklippen zerschellte. Ich zog weiter, fand aber kein Dorf, keine Straße und keinen Meilenstein. Manchmal entdeckte ich zwischen Wald und Wiese einen Pfad; er endete plötzlich auf brauner Ackererde, indes eine Lerche singend hochstieg. Als ich dann ein Flüßlein erreichte, zog ich mich aus, badete, griff in den Rucksack, der ja immer etwas Schokolade, ein Paket Zwieback enthält, und legte mich nackend auf die sanft ansteigende Wiese.

Hier ist es ganz windstill; dennoch schwingen die Gräser ohne Unterlaß, bewegen sich und singen ein harfendes Lied. Meine Haut, sonnengerötet, preßt sich an den warmen Wiesengrund; der Körper ruht in der Grenzschicht zwischen Erde und Himmel. Ganz hoch über mir, oben auf dem Dschungel der Halme, fliegen Mücken und Schmetterlinge. Eine Biene erntet Honig aus farbigen Blütenkelchen; Glockenblume und Thymian laden alle Insekten zu Gast. Warum sollen sie nicht auch über meine Arme, meine Schenkel huschen dürfen, die so wie sie der Sommerstrahlung dankbar sind? Kein Maß, kein Zeitbegriff; Sekunden vergehen oder Jahrmillionen; der Mensch ist wach und weiß es nicht; die Sinne, traumbefangen, werden ihrer Grenzen frei. Es *muß* keine Täuschung sein, daß mein Ohr den Maulwurf graben hörte unter der Scholle.

Gegen Abend stand ich oben auf einem Kamm, den das Wegschild als ‚Kalten Herrgott' bezeichnet. Sommerlich heiß brennt die Septembersonne; aber gerade hier sehe ich die ersten Zeichen des Herbstes. Am Gezweig der schmalen Birke hängt gelbes Laub; viele welke Blätter rascheln über dem

Boden. Mein Verstand sagt, dies sei durchaus örtlich bedingt: weil hier der Bergwind ungehindert wehen kann, dörrt die trockene Hitze vorzeitig den Saft im feinen Geäder der Blättchen. Dennoch – wenn jetzt die Regenzeit beginnt, zwei Wochen mehr zum Ablauf kommen oder drei, dann wird überall in unseren Waldrevieren der rote Hirsch das Kahlwild suchen, und aus dem Nebel der Nächte orgelt machtvoll sein brunftender Liebeslaut.

Der Kreis des Jahres schließt sich; Ende fügt sich zu Beginn. Jedes Ziel öffnet ein Tor: frei ist der Weg zu neuen Erlebnissen, weil dem Liebenden aus jeder Erfüllung gesteigerte Sehnsucht erwächst.

# *INHALTSVERZEICHNIS*

# I N H A L T S -


Der Herrgottskäfer ist aufgewacht ..... Seite 10
Sechs junge Wildkaninchen ..... 11
Birkhahn-Balz ..... 16
Erstes Frühlingsgewitter ..... 18
Schreibtischnächte ..... 19
Zahnweh und ein Regenbogen ..... 20
Der Spessart will umworben sein ..... 24
Nur ein Mistkäfer ..... 27
Metamorphosen im jungen Buchenlaub ..... 30
Hirsche schauen mich an ..... 35
Als dann die Sonne endlich kam ..... 37
Schnee über Blüten; — boxende Rehböcke ..... 45
Von der Gnade des Lichts ..... 47
Dreierlei Arten, den Spessart zu erleben ..... 50
Eine vierte Möglichkeit ..... 53
Ziel und Anfang ..... 55
Tollheit am frühen Morgen ..... 56
‚Heut ist der Wald so wie ein Meer' ..... 66
Endlich fassen wir den Keiler ..... 69
Weiter dreht sich das Rad ..... 74
Ein Tierparadies im Grunewald ..... 78
Sommer-Sonnenwende in der Lüneburger Heide ..... 79
Ein neugeborenes Reh ..... 81
Johannisnacht ..... 85

# VERZEICHNIS


Königsfarn und Heidesee ..... Seite 91
Liebe zum Wacholder ..... 92
Der Brocken ragt über die Sterne ..... 98
Heute wie vor einundzwanzig Jahren ..... 107
Walderdbeeren ..... 109
Liebe macht blind ..... 111
Nur ein Puppenköpfchen ..... 117
Hexentanz der Lüfte ..... 118
Warnung an Bergsteiger ..... 119
Erste Begegnung mit Gemsen ..... 120
Nachtfahrt unter Sternen ..... 124
Schneckenparadies ..... 127
Schwarzes Torpedo der Luft ..... 130
Wolken glühen über mir ..... 131
Der Gebirgsbach spricht ..... 133
Einsiedler auf dem Berg ..... 137
Beinah ein Totentanz ..... 142
Der blaue Alpensee ..... 147
Endlich fassen wir die Gams ..... 151
Die Jagd nach dem Vollmond ..... 160
Bodensee, Rhein und Schwarzwaldgewitter ..... 163
Hornisgrinde und Mummelsee ..... 168
Noch einmal über Hügel und Täler ..... 181

## *DIE FRÜHEREN WERKE VON PAUL EIPPER*

TIERE SEHEN DICH AN
*Mit 32 Bildnisstudien von Hedda Walther*
*43. Tausend. Leinenband*

MENSCHENKINDER
*Mit 32 Bildnisstudien von Hedda Walther*
*43. Tausend. Leinenband*

TIERKINDER
*Mit 32 Bildnisstudien von Hedda Walther*
*32. Tausend. Leinenband*

ZIRKUS
Tiere Menschen Wanderseligkeit
*Mit 47 Bildnisstudien von Hedda Walther*
*10. Tausend. Leinenband*

FREUNDSCHAFT MIT KATZEN
*Mit 32 Bildnisstudien von Hedda Walther*
*16. Tausend. Leinenband*

DIE NACHT DER VOGELSANGS
*Erzählung*
*10. Tausend. Leinenband*

DEIN WALD
Herbst und Winter
*Mit 68 Photographien von Hein Gorny*
*16. Tausend. Leinenband*

VERLAG VON DIETRICH REIMER / ERNST VOHSEN / IN BERLIN

478664

Bi
E

Eipper, Paul
Prangender Sommer im deutschen Wald.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET